Die

kleine Narrenwelt.

Von

Karl Gutzkow.

Dritter Theil.

„Der Mensch, die kleine Narrenwelt —“
Mephisto.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.

1857.

Karl Gutzkow:

Kleine Narrenwelt.

III.

Die
kleine Narrenwelt.

Von

Karl Gutzkow.

Dritter Theil.

„Der Mensch, die kleine Narrenwelt —"
Mephisto.

Frankfurt am Main,
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1857.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main.

Inhalt.

Seite

I.

Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte?

Beantwortet in einer novellistischen Skizze.

Der Flüchtling.

Haltet den Dieb! rief es in den Frühstunden eines nebligen Octobertags durch eine der dichtest bevölkerten Straßen von Paris.

Polizeisoldaten waren rasch zur Hand.

Wir schreiben 1750. Die Polizei von Paris stand damals noch nicht auf der Höhe, auf welche sie später die Gisquet und Persigny gebracht haben.

Doch alarmirte ein am hellen Tage und unter so vielen Menschen ausgestoßener Hülferuf Häscher genug und die freiwillige Polizei, die zu spielen der rechtschaffene Bürger immer aufgelegt ist, schloß sich sogleich in Scharen an, die Verfolgung eines jungen Menschen zu unterstützen, der aus einem Laden am Seine-Quai eine Uhr entweder gestohlen hatte oder hatte stehlen wollen.

Paris ist jenseit der Seine, wo der Bürger, der Beamte, der Gelehrte, der Student wohnt, wo die Gerichte gehalten werden und die Märkte, des Vormittags so volk-

reich, daß ein Flüchtling bald unter der Masse verschwindet, um eine Ecke der vielen alten Quergäßchen springt, einen Weinschank erreicht und sich, wenn die Umstände nicht zu ungünstig sind, sogar hinter ein Fenster stellen und den Vorübereilenden eine Nase drehen kann.

Unser Flüchtling schien es noch besser haben zu sollen. Er fand den in Paris noch seltenern Fall eines offenstehenden Thorwegs, sprang in diesen wie er glaubte ungesehen hinein, fand einen stillen Hof, schlich sich die Treppe hinauf, hockte dort eine Weile und würde sich haben wohlgemuth wieder auf die wahrscheinlich inzwischen sicher gewordene Gasse begeben können, wenn der Thorweg plötzlich nicht wäre geschlossen worden und der Ruf: Haltet den Dieb! im Hause selbst vernehmbar ihm auf den Fersen gefolgt wäre.

Nun stieg der Bedrängte von Treppe zu Treppe, fand eine geöffnete Thür, die auf das Plattdach des Hauses führte, und entschloß sich, da der Weg seiner Flucht doch einmal entdeckt war, zu einem halsbrechenden Spaziergang zwischen den Schornsteinen und Giebeln quer über die luftigen Häuser hinweg. Ein Verfolgtwerden brauchte er da nicht mehr zu fürchten. Es kam nur darauf an, irgendwo unter sichern Umständen wieder auf die Erde zu gelangen.

Der Nebel gestattete auch hier einen Vorsprung.

Bis die Leute auf die Dächer stiegen, und das mußte

man, um über ihre Querfläche nur hinwegzusehen, da die Höfe und Gassen in Paris zu eng sind, um von jedem Fenster aus sogleich auf ein Dach blicken zu können, hatte der Flüchtling schon einen sichern Versteck gefunden, hinter dem ihn Niemand suchte. Er streckte sich zwischen einigen Schornsteinen platt auf die Schiefer und hörte nun auch den Lärm der Verfolger allmälig verhallen. Da nichts mehr zu ihm drang als von unten her das Rollen der Wägen und das Geschrei der Ausrufer, schlich er sich vorsichtig weiter und suchte eine Gelegenheit besserer Unterkunft. Er hoffte auf ein offenstehendes Dachfenster.

Ein solches fand er.

Es war in der Straße La Grenelle St.-Honoré und zu seiner besondern Freude das Fenster einer Wohnung, die er sehr wohl kannte und wo man ihn ganz gern aufnahm, auch wenn man wußte, daß er eben in einen heimlich aufgedrückten eleganten Laden eingetreten war und mit raschem Griffe eine Uhr hatte stehlen wollen. Hatte doch Pierre Levasseur, der Bruder einer Schwester, die hier wohnte, seine Bekanntschaft schon im Zuchthause gemacht, hatten doch Beide erst gestern so viel Pint guten Macon vieux zusammen in einer Spelunke am Palaisroyal getrunken, bis sie die Versicherungen ewiger Freundschaft mit ihren schweren Zungen nicht mehr aussprechen konnten. Hier beim alten Matthieu Levasseur, bei Mutter

Levasseur, bei Pierre, Fanchon, Lisette, Therese Levasseur hoffte er, um einen Rückfall in die Unarten, die ihm schon zwei Jahre Zuchthaus gekostet hatten, nicht so übel aufgenommen zu werden wie z. B. von einem der Herren Professoren, die da drüben in der Sorbonne eben den Cursus über Moral lasen.

Vorsichtig wie ein Marder und behend wie eine Katze schlich der junge Mensch seinem Ziele entgegen.

Einige Sprünge und er war an dem Staatsfenster der drei, die zur Wohnung der ihm befreundeten Familie gehörten. Eine Dachrinne schützte den Tollkühnen vor dem Ausrutschen und Hinunterstürzen auf das sechs Stock tieferliegende Straßenpflaster. Wohlgemuth schwang er sich um den Hals des vorspringenden Dachfensters, stemmte die Beine in eine Dachziegellücke und wandte sich mit behutsamer Schwenkung so weit seitwärts, um sich überzeugen zu können, ob bei seinen Freunden Jemand mehr zu Hause wäre als die jüngsten Bewohner, die kleine Madelon oder der dicke Paul, von denen die Erstere, in ihrer Wiege oft sich selbst überlassen, dann wohl stundenlang zu schreien pflegte, während der einjährige Paul das Seinige that, ihr zu secundiren.

Das Rutschen des Flüchtlings hätte man in den Stuben hören müssen und in der gewiß, zu der das Staatsfenster gehörte.

Sogar ein Blumenstock fiel von des Flüchtlings nach

Anhalt suchendem Fuß vom Gesimse des Staatsfensters in die Straße hinunter und konnte möglicherweise irgend Jemand auf der Straße La Grenelle St.-Honoré ein Loch in den Kopf schlagen.

Um so auffallender war die betrachtende, völlig ungestörte Ruhe, in die der Flüchtling einen hinter den zurückgezogenen weißen Vorhängen arbeitenden Schreiber versunken sah.

Es ist Theresens Liebhaber, flüsterte er vor sich hin und bald auch hörte er die kleine Madelon heftig schreien, trotzdem, daß sie nicht eingeschlossen war. Von „Theresens Liebhaber“ sah man nichts als den Rücken, der krumm gebeugt über sein Papier sich lehnte, nichts als die Fahne der Feder, die etwas bedächtig in seiner Hand auf- und niederging.

Daß der Narr nicht gut sehen kann, weiß ich, sagte der junge Mensch zu sich selbst, aber es scheint, auch am Gehör fehlt ihm etwas, wie an seinem Verstand ohnehin.

Er überlegte, ob er ans Fenster klopfen und Einlaß begehren sollte.

Der Schreiber hatte offenbar nichts um sich her vernommen als das Kritzeln seiner Feder. Er arbeitete ruhig weiter. Madelon schrie, auch Paul wurde hörbar und ein Hund bellte. Der Hund schien schon die Witterung des Flüchtlings zu haben.

Nichts von alledem störte den Schreiber, der Das,

was er niederschrieb, nicht einmal selbst zu erfinden, sondern nur abzuschreiben schien.

Wäre der Blumenstock nicht in die Straße hinuntergefallen, so hätte der Flüchtling wohl noch eine Weile in seiner Lage ausgeharrt, trotzdem daß es zu regnen anfing.

Die Combination aber, daß durch jenen Fall seine Fährte könnte entdeckt werden, bestimmte ihn mit der Ueberraschung, die er der Familie Levasseur zugedacht, nicht länger zu zögern, sondern ohne weiteres an die Fensterscheiben anzuklopfen und höflichst um Einlaß zu bitten. Gedacht, gethan. Kräftig pochte er an die Scheiben des Fensters und sah den Schreiber natürlich im heftigsten Schreck aufspringen. Dieser in seinem grauen Camisol, das ihm fast bis an die Kniee reichte, in Hauspantoffeln, eine Brille auf der Nase, mit unordentlich durcheinandergehendem, von aller Zopf- oder Pudermode abweichendem blonden Haar stand hinter den Scheiben sehr verdutzt. Er schien aus den Wolken gefallen über einen Besuch, der sich vom Dache ankündigte.

Herr Jean Jacques, sagte der Flüchtling, vergeben Sie die Störung! Ich wollte nur fragen, ist Pierre zu Hause?

Das Fenster wurde geöffnet.

Herr Jean Jacques drückte sein Befremden aus, wie man seinen Schwager Pierre so vom Dache aus durchs Fenster besuchen könne.

Ich hatte einen Krawall mit der Polizei, sagte der Flüchtling, eine kleine Bataille auf der „Insel“ — er meinte die innere Stadt — bei der einäugigen alten Martonnière, die für ein paar zerschlagene Weingläser mehr Sous haben wollte, als ich gerade in der Tasche hatte. Sie wissen doch, Herr Jean Jacques, daß ich ein guter Freund —

Aber ist's denn möglich! rief schon eine helle weibliche Stimme dazwischen, Michel Labrousse! Bist du des Teufels?

Michel Labrousse? widerhallte es jetzt schon von mehreren Stimmen, die aus dem Inneren der Wohnung drangen, und schon war Michel Labrousse im Begriff, sich mit einem Satz ins Zimmer zu schwingen, als sich mit Blitzesschnelle auch schon wieder diese Scene veränderte.

Ein junger Mensch brach in die Thür des Zimmers, rief in bleichem Schrecken aus: Die Polizei! und im Nu ging die aufgeregte Physiognomie der vier bis fünf zurechnungsfähigen Wesen, die hier so plötzlich beisammen standen, in einen wieder dieser Mittheilung angemessenen Ausdruck über.

Zwei weibliche Wesen, ein junges und ein altes, voll Erstaunen, ein junger Mensch voll Furcht, der Schreiber wie einer andern Welt angehörend, der Flüchtling mit dem Ausrufe: Reinen Mund! zurück aufs Dach. Die Säbel der Gendarmen klapperten schon die Treppe herauf. Kräf-

tige Stimmen ließen sich drohend genug vernehmen. Es ging rasch; aber doch nicht rasch genug um sich nicht noch gegen die Gefahr waffnen zu können, wenigstens mit einer Lüge.

Die Häscher mit ihren Schleppsäbeln und dreieckigen Hüten waren eingetreten.

Es hieß, man verfolge einen Flüchtling, der an der Seine am hellen Tage eine Uhr hätte stehlen wollen; über die Dächer entflohen, wäre der Dieb unzweifelhaft die Veranlassung gewesen zum Niedersturze eines Blumenstocks aus diesem Hause; ob man nichts hier auf dem Dache beobachtet hätte?

Ein starres Schweigen und gleichgültiges Kopfschütteln war die Antwort.

Der Blumenstock ist aber der Ihrige, hieß es, die Leute im Hause bezeugen es.

Man blickte hin zum Fenster.

Ja, ist's möglich, sagte die Jüngere der Frauen, eine stattliche Gestalt mit feurigen Augen unter dem rothgelben Kopftuche und die Arme in die hochgewölbten Hüften stemmend, ja, ach, du lieber Himmel, es ist unser schöner Goldlack; aber, meine Herren, Sie sehen ja, es regnet! Das Wetter hat uns schon oft einen unserer Blumentöpfe so mitgenommen. Fanchon! Lisette! Wie oft hab' ich euch nicht schon gesagt, daß die Töpfe angebunden werden sollen! . . .

Und damit ließen sich noch einige jüngere Bewohnerinnen der Dachstube erblicken. Und die ältere der Frauen, die Mutter der Schwestern, fing gar erst recht zu klagen an um den schönen, von ihr aufgezogenen Goldlack, dessen Scherben einer der Sergeanten noch in der Hand hielt.

Man öffnete das Fenster, rückte die Schreibereien des Herrn Jean Jacques beiseite, und lehnte sich hinaus.

Der Regen strömte heftig.

Es war jedenfalls lästig, eine trockene Nase in diesem Augenblicke so lange ins Freie zu stecken.

Das Fenster wurde geschlossen und da die Hartnäckigkeit der Ableugnung, man hätte auch nur irgend etwas Verdächtiges auf dem Dache bemerkt, dieselbe blieb, ja sich den Kindern gegenüber, die man in die Kammer brachte, steigerte, so waren die Häscher schon im Begriff, sich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Erkundigung jedoch, die sie schon im Hinaufsteigen in diesen fünften Stock über die Bewohner desselben eingezogen hatten, schien ihnen wenigstens der Mühe werth zu sein, noch einige Fragen an diese, sie selbst betreffend, zu richten und so wurde denn ihren geöffneten Brieftaschen noch mit Bleistift über die Bewohner von Nr. 14 Rue de Grenelle St.-Honoré fünften Stock, folgendes kurze Protokoll übergeben.

Der Schreiber.

Wer ist der Miether dieser Wohnung? fragte der erste der drei Sergeanten.

Hier, Herr, hier, der alte Mann da! hieß es.

Wie heißen Sie?

Es ist Jean Baptiste Levasseur, ehemaliger Weinbauer in Grenoble, Vater hier seiner Tochter Therese.

Wer sind Sie?

Die Mutter hier meiner Tochter Therese.

Wer ist der junge Mensch da?

Herr, das ist Pierre Levasseur, der Bruder seiner Schwester Therese und das ist Fanchon, auch meine Tochter, wie die Schwarze da, die Therese, die Fanchon's Schwester ist.

Wem gehören die kleinen Kinder da drinnen?

Das sind meine Enkel, Herr, die Kinder meiner Tochter Therese!

Ja, Herr, das sind meine Kinder! Ich bin ihre Mutter und heiße Therese Levasseur, wie Sie schon gehört haben werden, mein Herr!

Wer ist der Vater?

Alles schwieg.

Es war eine Pause —, die einem jener dunkeln Capitel der Weltgeschichte gleich kam, über welche die Philosophie und Kritik Folianten geschrieben haben. Die ganze sociale Verfassung Europa's antwortete. Dies Schweigen war schmerzlich beredsam.

Wovon nähren Sie sich?

Ich nähe, Herr —

Und ich habe einen Handel mit alten Lappen und Kleidern — Herr —

Und der junge Mensch? Sie da, Herr Pierre?

Ich war in Sèvres — Ich bin ein Töpfer — Herr —

Warum arbeiten Sie nicht?

Es ist Krieg, Herr! In Sèvres gehen die Geschäfte nicht.

Wer ernährt Sie Alle? Wovon leben Sie? Wer bezahlt die Miethe?

Ich, Herr! sagte jetzt der Schreiber Jean Jacques, mit Schüchternheit hervortretend.

Sie sind der Vater dieser Kinder?

Ich bin es, ich bin der Vater! war die Antwort, die aus dem Munde eines Fürsten zu kommen schien, aber aus dem Geiste eines Bedienten.

Denn der Vortrag war ebenso befangen wie die Aussprache fein und gewählt.

Sie sind nicht kirchlich eingesegnet —?

Herr Jean Jacques, wie man sah, die Verlegenheit selbst, schwieg wieder und hatte auch nicht zu reden nöthig, denn Therese Levasseur ergriff sogleich für ihn das Wort und sprach mit der ihr eigenen nachdrücklichen Geläufigkeit:

Nein, mein Herr, das sind wir freilich nicht; allein das hindert gar nicht, daß wir uns lieben!

Die Commissare der Polizei fanden solche Verhältnisse so häufig vor, daß ihnen diese Versicherung, die von dem jungen Wesen mit mehr Keckheit als Treuherzigkeit gegeben wurde, kein Lächeln abgewann. Auch der Mutter schnitten sie ihre Auseinandersetzungen ab, die darauf hinausliefen, daß sie sämmtlich ihrer Tochter hierher gefolgt wären, als diese beim Serviren in einer Garküche, wo Herr Jean Jacques sich in die Kost gegeben hätte, das Interesse des Letztern erregt, sein Herz, seine Liebe gewonnen hätte, zu ihm gezogen wäre als die Führerin eines kleinen Hausstandes, der arm aber reinlich, sauber aber kostspielig u. s. w. u. s. w. wäre.

Die Commissare wünschten von den geschwätzigen Leuten jetzt nur noch einige Details über diesen Herrn Jean Jacques selbst zu wissen.

Sie heißen? fragten sie.

Jean Jacques Rousseau.

Sind von Paris —?

Nein, mein Herr, ich bin von Genf. Ich bin ein Schweizer.

Was führt Sie hierher?

Ich war Secretär der königlichen Gesandtschaft in Venedig.

Und beschäftigen sich jetzt — ?

Mit Notenschreiben.

Sehen Sie da! fügte schon wieder das lebhafte Temperament aller Familienmitglieder und das sichere Gefühl, Michel Labrousse säße zwar physisch sehr bedenklich im Regen, moralisch aber im Trocknen, in schnatterndem Durcheinander hinzu: Sehen Sie da! Das sind hier die Noten, welche die höchsten Herrschaften von ihm abschreiben lassen. So schreibt Niemand in Paris und Noten nun schon gar nicht. Und eine solche Handschrift hat in ganz Frankreich kein Kupferstecher. Und dieser Herr Jean Jacques ist ein Schweizer, aber darum doch ein so guter Franzose und ein so guter Christ wie hier jeder Andere und versteht mehr Sprachen der Welt, als worin manche Leute ihn examiniren möchten.

Diese letztere Bemerkung kam von Theresen selbst, die sich schon wieder fühlte und mit ihren hölzernen Hackenschuhen eine Musik zu treten anfing, die das Tempo der sich steigernden Ungeduld annahm und in der That die Commissare einschüchterte.

Sie gingen, begleitet von einer erst beflissenen und im Gefühl der Sicherheit höhnend stark aufgetragenen Höflichkeit, dann von schallendem Gelächter, von Spott und

dem nun wieder in ganzer Macht und Stärke rückkehrenden Erstaunen da draußen über Michel Labrousse auf dem Dache.

Sein Wagstück war so kühn gewesen, daß es die Veranlassung einer polizeilichen Jagd auf ihn fast vergessen ließ.

Man öffnete behutsam wieder das Fenster, spähte überall umher. Der Regen hatte aufgehört, aber Michel war, wie man sagte, „leider“ nicht mehr zu finden.

Wenn er sich nur nicht den Hals gebrochen hat, sagte Pierre, der Porzellantöpfer von Sèvres, sein Freund.

Ach was, rief Therese, der klettert jetzt aufs Luxembourg hinüber und macht da der Herzogin durch einen Schornstein die Morgenvisite! Ha, ha! Schade, daß er ein Sattler, kein Friseur ist. Jetzt könnt' er ihr durchs Kaminloch zurufen: Frau Herzogin von Luxembourg! Soll ich Ihnen die Papilloten brennen? Ha, ha! Hier ist die Kneipzange dazu!

Alles lachte durcheinander, die jüngern Schwestern jubelten, Therese trällerte.

Die Mutter rannte in die Küche, um die Suppe zu beaufsichtigen, die vielleicht inzwischen angebrannt war, der Alte wurde auf die Straße geschickt, Holzkohlen zu kaufen, Zwiebeln vom Gemüsehändler, Wurst vom Fleischselcher, Milch für die Kinder aus irgend einem Keller.

Nur Jean Jacques legte die Brille ab, die er, da er sehr kurzsichtig war, beim Arbeiten trug.

Gerade an diese Herzogin von Luxembourg hatte er die Noten zu bringen, die da eben auf seinem Schreibpulte lagen.

Und auch er lachte und sagte:

Der Spitzbube kann ja zu den Papilloten meine Noten nehmen, welche die Herzogin doch ins Kamin wirft, weil sie nach meinem System geschrieben sind, das sie auslachen wird und das sie wohl nur deshalb vom Musikmeister bestellen ließ!

Diese Bemerkung veranlaßte keine andere Entgegnung als die: Nein, nein, der Michel ist ein Sattler! Und die Familie blieb nur bei seinem Muthe stehen, wie der Franzose einmal ist, wenn er an sich irgend etwas Außerordentliches zu bewundern hat, das seiner Nation im Allgemeinen und ihm im Besondern zur Ehre gereicht.

Jean Jacques zog sich an, bat Theresen um etwas Geld und versprach, zur Mittagszeit rechtzeitig einzutreffen, versprach auch, kein Kaffeehaus zu besuchen, weil er in solchen Fällen schon nicht selten ihr Mahl verschmäht hatte.

Wie er sich seines Kamisols entledigt, sich gewaschen, sein Haar, das er auch auf der Straße im natürlichen Wuchse trug, etwas geordnet, sein bestes Kleid angezogen, einen Mantel übergeworfen und sich mit dem Regenschirm versehen hatte, stieg er mit den zusammengerollten Noten die Treppen nieder.

Unterwegs begegnete ihm ein Bedienter, weißgepudert, in langem, bis zu den Füßen gehendem Mantel und ein schlankes Bambusrohr in der Hand mit goldenem Knopfe.

Er fragte nach Herrn Jean Jacques Rousseau.

Der bin ich!

Sie kennen Herrn Baron von Grimm?

Nein!

Herrn Diderot?

Seine Schriften, nicht ihn selbst.

Die Marquise von Epinay wünscht Sie wegen —

Der Bediente stockte und zeigte eine Karte.

Jean Jacques nahm sie und las:

„Die Marquise von Epinay wünscht die Notenschrift kennen zu lernen, die Herr Jean Jacques erfunden hat und von welcher die Herzogin von Luxembourg zu den Herren Grimm und Diderot gesprochen, die bereits die Ehre haben, Herrn Jean Jacques zu kennen. Morgen um zwei Uhr.“

Noch war die düstere Wolke, die auf des Notenschreibers Stirn sogleich bei Nennung der Namen Grimm und Diderot sich gelegt hatte, nicht verzogen.

Er hatte des Eindrucks gedacht, wie er kürzlich, nach Hause kommend, von einem Besuche vernommen, den der berühmte Schriftsteller Diderot in Begleitung eines Andern ihm gemacht hatte in seiner Abwesenheit.

Diderot, den plötzlich, wie man aus den Zeitungen

ersah, wegen seiner Schriften polizeiliche Verfolgung bedrohte, war nicht wieder gekommen. Der Schreiber konnte sagen, zu seiner Freude, denn der Gedanke, daß Diderot ihn mit Theresen, ihren Aeltern, ihren Brüdern hätte antreffen können, hatte ihn mit Schrecken erfüllt.

Nun wurde er sogar zu einer Dame gerufen, die ohne Zweifel schon die Verhältnisse kannte, in denen er lebte. Er hätte gern erwidert: Man schicke mir, was man abgeschrieben wünscht — doch drängte der Bediente zu einer bestimmten Antwort. So sagte er denn zu, daß er morgen um zwei Uhr zur Frau von Epinay kommen würde.

Er ließ den Bedienten vorangehen und trat auf die Straße, erfüllt von dem Gedanken, ob der bezeichnete Diderot sein von ihm schon preisgegebenes Notensystem wohl billigen könnte.

Die Vorfälle mit dem Besuch eines Diebes und mit dem Examen der Polizei vergaß er schon; Scenen solcher Verwilderung war er in der Lage, in die er sich einmal seit Jahren begeben hatte, gewohnt. Sie störten mehr sein Behagen, als sie sein sittliches Gefühl aufregten.

Frau von Epinay.

Es lebte zu jener Zeit in Paris ein Deutscher, Namens Grimm.

Er war in Regensburg geboren, hatte eine gute Erziehung genossen, wurde Lehrer eines deutschen Grafen und kam mit diesem nach Paris. Hier verstand er, durch eine seltene Kenntniß der französischen Sprache, mancherlei Talente und ein gefälliges Benehmen, besonders aber durch seine musikalischen Fertigkeiten sich eine hervorragende Stellung zu verschaffen. Mit den berühmtesten Schriftstellern jener Zeit trat er in Verbindung und vorzugsweise war es Diderot, der ihm ein inniger Freund wurde. Durch Diderot wurde Grimm in das reiche Haus der Frau von Epinay eingeführt.

Diese Dame gehörte zu den Frauen, die damals die schöne Welt der Künstler, Gelehrten und Dichter um sich versammelten.

Es war die Mode der „Blaustrümpfe“ aus England nach Frankreich gekommen und bald eröffneten sich die sogenannten Bureaux d'esprit, jene geselligen Cirkel, die unter dem Schutze irgend einer mächtigen und lebhaft fühlenden weiblichen Persönlichkeit in der Gelehrtenrepu-

blik den Ton angaben. Nicht selten befehdete einer dieser Cirkel den andern, eine Dame beneidete der andern die Eroberungen, die sie unter den berühmten Namen des Tags gemacht hatte. Man geizte nach Auszeichnungen durch die Literatur. Man nahm Widmungen an, unterstützte die Talente und verlor sich, wie die Flamme des Geistes doch immer auch ein verzehrbares Material erfordert, mit Diesem oder Jenem der genannten Größen des Tags auch wohl in manche Verirrungen des Herzens, die jedoch von dem leichten Geiste der damaligen Sitten übersehen und ganz in der Ordnung gefunden wurden.

Herr von Epinay war ein reicher Finanzmann, der die vollkommenste Achtung der Welt verdiente. Seine Gemahlin theilte diese Achtung, ließ sich aber in der festen Stellung, die sie für sich allein der Welt gegenüber einnahm, ebenso wenig hindern als in der ziemlich vertraulichen Gunst, die sie Grimm, dem gewandten musikkundigen Fremdling, widmete, der sich natürlich Baron nannte. Baron von Grimm galt für den Günstling der Frau von Epinay. Er musicirte mit ihr, er vermittelte ihre Beziehungen zur gelehrten Welt, und während die Damen Gaussin, Houdetot, Bezenval, Tencin, Popelinière u. A. in ihren Cirkeln jede einige Namen der damaligen, der Revolution vorarbeitenden Geistesrepublik für sich protegirte, versammelten sich bei Frau von Epinay alle die Namen, die späterhin die berühmte, für die Neuzeit so Epoche machende „Encyklopädie“ herausgegeben haben.

Im vertraulichen Kreise unter Diderot, Marmontel, St.-Lambert, Duclos, Condillac und andern sozusagen belletristischen Philosophen hatte Grimm von den musikalischen Streitigkeiten des Tags, an denen er selbst als leidenschaftlicher Vertreter der Musik seines deutschen Landsmanns Gluck betheiligt war, Veranlassung genommen, von einer neuen Notenschrift zu sprechen, die ein wunderlicher, aber origineller Kauz schon vor einigen Jahren der Akademie vorgelegt hätte. Der berühmte Rameau hatte dies System, die Töne statt mit Noten mit Zahlen vorzuschreiben, nicht für neu erklärt und die von dem damals jungen Musiker schon herausgegebene Broschüre war in Vergessenheit gerathen. Inzwischen hatte die Herzogin von Luxembourg, die so leidenschaftlich das Piano liebte, neuerdings einem Notenschreiber, der vorläufig nur eine Partitur rasch für sich selbst notiren und dann später ausführlicher copiren sollte, von dieser Abkürzungsmethode der Notenschrift berichten lassen und auffallenderweise wäre jener Notenschreiber der Erfinder derselben selbst gewesen. Man hatte sich nun näher nach ihm erkundigt und den merkwürdigsten Lebenslauf eines Menschen erfahren, der nach einem kurzen Auffluge zu einer gewissen, schon etwas versprechenden Bedeutung plötzlich wieder in die armseligsten Verhältnisse zurückgefallen war und in der Rue Grenelle St.-Honoré wohnte. Grimm erzählte, was man ungefähr von Rousseau's

Lebenslauf erfahren konnte, wenn man sich bei Musikhändlern oder dem Personal des Herrn von Montaigne erkundigte, den Rousseau als Secretär begleitet hatte, als Herr von Montaigne französischer Gesandter in Venedig war. Es ist ein Genfer, hieß es, der Sohn eines Uhrmachers daselbst; er entfloh seinem Vater, bei dem auch er die Uhrmacherei gelernt hatte, kam nach Savoyen, wurde durch zwingende äußere Umstände katholisch, ging nach Turin, mußte daselbst Bedienter werden, hielt aber in keiner Position lange aus. In Chambery wurde er Musiklehrer, wollte componiren, fiel mehrfach damit durch, kam nach Paris, wollte hier einen Anlauf zur Unsterblichkeit nehmen, schrieb über Musik, componirte eine Oper, besuchte die Akademiker, war aber, da seine Unreife ihn überall lächerlich machte, froh, eine Schreiberstelle bei Herrn von Montaigne zu finden, der ihn mit nach Italien nahm. Aus Venedig zurückgekehrt, geräth er hier in ein Verhältniß mit einer ganz gewöhnlichen Grisette; diese zieht ihre Aeltern und Geschwister nach sich und so lebt denn jetzt dieser Mann, schon hoch in den Dreißigen, in einer lärmenden und gemeinen Umgebung, schreibt Noten, besitzt eine feine Einsicht in Das, was er schreibt, und kann endlich auch seiner zierlichen Handschrift selbst wegen allgemein empfohlen werden.

So lautete Grimm's Bericht.

Frau von Epinay hatte ganz die Frauennatur, die alles Seltsame und Unglückliche vorzugsweise liebt.

Sie wünschte den musikalischen Bedienten kennen zu lernen.

Daher die Einladung, die Diderot schon vor einigen Wochen auszurichten übernahm. Diderot übernahm sie, da er der Rue Grenelle St.-Honoré am nächsten wohnte.

Diderot gerieth indessen in ernste Unannehmlichkeiten wegen einer seiner neuesten Schriften. Rousseau wurde vergessen, bis Frau von Epinay selbst auf ihn zurückkam und ihm die schnelle Abschrift einer kleinen Oper übergeben wollte, die einer ihrer Freunde zum Geburtstage ihres Gemahls componirt hatte. Daher die schriftliche Einladung.

Jean Jacques machte sich am folgenden Tage auf den Weg; er trug sich wie immer; nur feinere Wäsche mußte ihm Therese diesmal den Umständen angemessen geben.

Um zwei Uhr stand er, mehr mißtrauisch als erwartungsvoll, vor einem Palais in der Rue Taitbout, wo Frau von Epinay wohnte.

Leider traf sich, daß Frau von Epinay verhindert war, Jean Jacques zu der Stunde, wo sie ihn bestellt hatte, anzunehmen. Die schöne Frau von Popelinière war leider gekommen, um sie abzuholen zum Herzog von Grammont, wo gerade der berühmte Mechaniker Vaucanson seine künstliche Ente Eier legen ließ! Es war das Ereigniß des Tags, diese eierlegende, körnerfressende und sogar sie verdauende Ente Vaucanson's! Man mußte es

für ein Glück halten, in einem Cirkel wie dem des Herzogs von Grammont diese Ente bewundern zu dürfen, und man verurtheile Frau von Epinay nicht ganz! Sie hoffte beim Herzog von Grammont dem Erzbischof von Paris zu begegnen. Herr von Beaumont, der Erzbischof, war die Hauptperson, die den Spruch, der über ihren Freund Diderot bereits erfolgt war, vielleicht noch mildern und ihn dem Beichtvater und der Gnade des Königs empfehlen konnte.

Armer Jean Jacques! Das „Nebeneinander" unserer Weltbeziehungen kennt nur Gott und ahnt allenfalls ein Dichter — — Die Dienerschaft sprach nicht von der Gefahr des muthigen Diderot, der einige Jahre auf der Festung von Vincennes sein freies Denken büßen konnte, sie sprach nur von dem für die Masse noch größern Ereigniß des Tags, Vaucanson's künstlicher Ente. Du glaubtest dich dieser Ente geopfert und doch opferte dich Frau von Epinay nur einem Werke der Liebe, das vorläufig doch noch etwas höher stand als das Glück, dich kennen zu lernen!

Jean Jacques stieg nicht wenig verdrießlich die Stufen des glänzenden Hotels nieder, das Frau von Epinay bewohnte.

Für ihn war die Demüthigung so gut wie erwiesen.

Die Dame hatte ihn keineswegs vergessen. Sie hatte Befehl gegeben, daß der Portier ihn zum Haushofmeister

hinaufschickte, und dieser hatte eine große Arbeit für ihn in Bereitschaft, die handschriftliche Partitur einer Oper, die im Familienkreise einstudirt werden sollte zu Herrn von Epinay's Namenstage, einer Oper, die ein Dilettant verfaßt hatte. Er hatte Das, was er zu finden erwarten konnte, ja sogar etwas Besseres, als er gefürchtet hatte. Er hatte gefürchtet, man wollte sich über ihn, einen, ehe er nicht einmal emporgestiegen war, schon heruntergekommenen Schöngeist lustig machen. Und doch war es ein Sonnenstrahl gewesen ungewohnter, aufgegebener Träume, der so vor ihm hinzitterte und seltsam blitzte, als er am Hotel Epinay geklingelt und der Thorweg, der in den Hof führte, aufgegangen war — — Die Erwartung war Schmerz geworden, ein Zucken des verletzten Ehrgefühls, ein Krampf des Zorns und eine Auflösung doch zuletzt nur wieder in Wehmuth. Einsam war ihm zu Muthe und mitten im Gewühl der Straßen fing er schon sein gewohntes gedankenloses Träumen wieder an.

Jean Jacques erwartete nicht mehr viel von der Welt. Er war vom Leben schon so hin und her geworfen worden, hatte für jene Zeit so außerordentlich viel schon gesehen, kannte Italien und Deutschland, hatte die reichste Vergangenheit hinter sich, eine Vergangenheit, die sich in einen Roman des Herzens theilte und in die Geschichte einer Selbstbildung ohne alle äußere Anleitung, die nicht weniger ein Roman war.

Was umgab ihn jetzt?

Jetzt, wo er noch ein halbes Kind war und doch schon fast vierzig Jahre zählte? Jetzt, wo es ihm oft war, als müßte sein Leben erst neu beginnen und wo doch schon sein Haar zu ergrauen anfing? Was er erlebt hatte — an den reizenden Ufern des Genfersees, den schneebedeckten Felsenhäuptern von La-Meillerie gegenüber, im italienisch-sonnigen Thale von Chambery, in Turins prächtigen Straßen und Palästen —, das konnte ihm ja keine Zukunft wiedergeben. Er hatte zu zärtlich geliebt und war zu zärtlich geliebt worden! Götterarme schon hatten ihn emporgehoben aus gemeinen Verhältnissen, er hatte den Nektar der Poesie, das Ambrosia der Wissenschaften mit seinen Lippen gekostet; was war im Vergleich mit seiner wunderbaren überseligen Vergangenheit bei seiner ersten Liebe, seinem „Mütterchen" Frau von Warens, nun — seine Gegenwart? Schale Wirklichkeit, unwürdige Existenz, die er ertrug, weil er sich matt, unendlich müde fühlte, er, der selbst in Venedig, selbst unter schwirrenden Masken in toller bacchanalischer Musik der reizendsten Schönheit gegenüber, die vom verschwiegenen Gondeldach an der Marmortreppe eines Palastes nur landen konnte — Zulietta hatte sie geheißen —, nur an die Vergangenheit denken und statt sie zu umarmen — weinen mußte. Der Traum der Poesie war ihm längst verflogen, die Himmelsleiter, die ihn zu den Sternen führen sollte, war ja zu

kurz gewesen, die letzten Sprossen fehlten, er war wieder niedergestiegen, hatte die Leiter umgestürzt und trug jetzt — die Jacke eines Schreibers! Wäre Frau von Epinay geneigt gewesen, ihm ihre Livrée anzubieten, er hätte nicht die Kraft mehr gehabt, sie auszuschlagen; er wäre wieder ein Lakai geworden, was er schon vor achtzehn Jahren einst in Turin war, in Turin, wo er seinen Glauben wechseln mußte, um nicht zu verhungern. Jean Jacques, der nie eine Kirche besuchte, der zuweilen tolle Anfälle bekam, wo er wie mit einem einzigen Ideensprunge neben die Größten seiner Zeit, selbst Voltaire, sich stellen mochte, Jean Jacques, der zuweilen einen König suchte wie Friedrich in Sanssouci und ihm gegenüber hätte treten mögen mit dem Ausrufe: Sei du Alexander, ich will dein Aristoteles sein! — er war nun schon so gewöhnt an diese sogleich wieder eintretende Erschlaffung und Muthlosigkeit, daß ihm der Zufall jede, auch die unscheinbarste Form hätte geben können, denn sein Rückblick ging auf nichts als — Verfehltes. Verfehlt! Verfehlt! Schreckliches Wort auf der Höhe des Lebens, dieses ewig nagende Erwägen Dessen, was, so wie es war, ganz anders hätte kommen sollen und können! Dies ewige: Vergebens! Vergebens! — das in Luft und Wolken, in Sternen- und Sonnenlicht, auf der Straße, bei jedem Gruße an Menschen und von Menschen ihn rührend anblickte!

Und doch war die Welt, die hinter ihm lag, nicht ge-

ring; er fühlte ihre Größe von irgend einem, ihm nur noch fehlenden Standpunkte aus, er sah, daß diese Tausende, die in Wägen, auf Rossen und noch stolzern Füßen da an ihm vorüberschwirrten, nichts, nichts von Dem besaßen, was freilich auch ihm schon nur noch auf dem Kirchhof seiner Erinnerungen schlummerte.

Aber er war fertig und abgeschlossen. Er hatte keinen Wunsch, für die Welt nicht und für sich selbst nicht; er befand sich in seiner Klause leidlich und den Lärm der Angehörigen Theresens ausgenommen, schätzte er sogar ihre Pflege, ihre Hingebung, ihre rohe Heiterkeit. Andere lebten da statt seiner. Er war ihr Mittelpunkt, er ertrug sie und sie ertrugen ihn. Er glaubte krank zu sein. Er hatte zwei Kinder, die bisweilen vergessen wurden und von ihm jedenfalls. Es mußte ja auch Hände geben, die diese Kinder speisten und tränkten. Das war seine Existenz. Sie hatte jenen Werth, der unter Umständen den Menschen wichtiger sein muß als Leibnizens Lehre von den Monaden oder des Cartesius: „Ich denke, darum bin ich!“

So glich Rousseau's damaliger Zustand recht dem des zerstoßenen Rohrs, von dem das Evangelium spricht.

Es war aber kein Apostelwunder, sondern ganz einfach nur eine Tasse Chocolade, die plötzlich Alles in ihm ändern sollte.

Das Cafe des Arts.

Therese hatte Jean Jacques auch heute wieder verboten, in ein Kaffeehaus zu treten und sich durch ein Frühstück die bessere Würdigung ihres Mittagsmahls zu verderben.

Dennoch lockte ihn das Kaffeehaus des Arts am Ende der Richelieustraße.

Die wenigen Zeitungen, die es in jener glücklichen Zeit erst gab, sah er durch die Fenster ungelesen.

Er fühlte das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu erfrischen.

Jean Jacques trat ein und forderte Chocolade, die er von Venedig her liebte.

Die Partitur des Dilettanten lag neben ihm, er stützte das Haupt auf und brachte den „Mercur", die pariser Hauptzeitung, an sein kurzsichtiges Auge. . .

Wer ihn so lesen sah, mußte Mühe haben, Jean Jacques unterzubringen. Es war kein Dorfschulmeister, der da abwechselnd las, abwechselnd trank; kein Pastor vom Lande, aber auch kein Advocat; kein Professor, kein Abbé. Die Gestalt war nicht groß, der Wuchs schmächtig, der Kopf nicht

unschön, doch ohne einen besonderen Ausdruck, nur die Augen hatten etwas Scharfes, Suchendes, dem Körper Voranleuchtendes, dabei eine gewisse Unsicherheit und Unruhe. Das Benehmen war ebenso schüchtern wie wiederum reizbar. Wer eine Analyse des Innern von dem Aeußern abzuleiten die Gabe besessen hätte, würde, ihn so von fern beobachtend, gefunden haben, daß hier eine ganz vom Augenblick beherrschte, willenlose und nur zuweilen von Principien ausgehende, dann aber darin auch heftige Natur sichtbar wurde. Entschluß und Reue, Muth und Verzagen, Glaube und Mißtrauen, Bedürfniß nach Liebe und scheinbar wieder Kälte, Cynismus im Aeußern, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ja sogar sich noch einbildend, der braune Rock, den er trug, wäre noch lange nicht so fadenscheinig, wie er war, die Schnallen an den Schuhen wären geputzter, als sie blinkten, das Halstuch wäre noch lange nicht so verbraucht und zerknittert, wie es in Wirklichkeit war, und das kurz geschnittene natürliche Haar schien nicht einmal die Folge der Bequemlichkeit zu sein, sondern eine mit Bewußtsein und Princip behauptete Mode; kurz ein gelehrter Fabrikant, ein Seidenspinner aus Lyon oder richtiger noch ein calvinistischer Uhrmacher aus Genf (der vielleicht, wenn er betete, phantastische Visionen wie ein Katholik hatte, während er mit einem Lutheraner wie der kälteste Verstandesmensch über Buchstaben streiten konnte), dies war der Charakter, der

in Jean Jacques' Gesichtszügen und Haltung ausgeprägt lag.

Der „Mercur“ bot des Interessanten genug.

Krieg und gelehrte Streitigkeiten.

Jean Jacques las Alles mit Aufmerksamkeit, Allem nachempfindend und doch darüber urtheilend wie über etwas ihm völlig Fremdes. Er hatte über Vielerlei Gedanken, aber seine Gedanken stammten sozusagen nicht aus Paris. Er stockte fast bei jedem Satz, hätte überall ein Fragezeichen machen mögen; aber er hatte den Muth nicht, diesen Fragezeichen eine geistige Form zu geben. Im Gegentheil, er hielt seine abweichende Ansicht für einen Mangel an Einsicht und jener nothwendigen Schule, die man eben habe müsse, um in diesem eingebildeten Paris mitreden zu dürfen. Das Theater besuchte er nicht, nicht nur weil ihm die Mittel fehlten, sondern auch deshalb, weil ihn jedes Stück reizte, ein ähnliches zu schreiben und er gegründete Ursache hatte, seinen Fähigkeiten in diesem Punkte zu mißtrauen.

Schon hatte er die Tasse geleert, schon bezahlt, schon wollte er sich erheben, als ihn auf der letzten Seite des „Mercur“ eine Preisaufgabe reizte, welche die Akademie von Dijon aufstellte.

Sie lautete:

„Ob das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste zur Veredlung der Sitten beigetragen hätte?“

Die Abhandlungen, die sich um den von der Akademie ausgeschriebenen Preis einer goldenen Medaille bewerben sollten, mußten binnen sechs Monaten mit einem Motto und dem versiegelten Namen des Verfassers versehen eingereicht werden,

Der Eindruck, den diese Frage auf Jean Jacques machte, war erst gering, steigerte sich aber bei längerm Ueberdenken und wurde zuletzt so gewaltig, daß er das Freie suchen mußte.

Er schlug den Weg über die Boulevards nach Vincennes ein, nach welcher Festung — er hatte auch das Gerücht gelesen, Diderot würde nächstens auf ein Jahr hier zur Haft sitzen müssen wegen einiger kühnen Behauptungen in einer seiner letzten Schriften — eine einsame Allee führte.

Diderot in Vincennes, ein Denker im Gefängnisse und die Frage der Akademie in Dijon: Was die Sittenreinheit den Wissenschaften, der Mensch überhaupt der sogenannten Bildung verdanke? Der Contrast war auffallend genug.

Es war ein klarer, frischer Herbsttag.

Das Laub der Lindenbäume lag am Wege und bedeckte hier und da eine Bank, die zur Ruhe einlud.

Jean Jacques blickte auf die halbentlaubten Bäume, auf die neu gepflügten Felder, auf die in grünen Wellen sich hinziehenden Pflanzungen noch nicht geernteter Gemüse und sah doch nichts von alledem.

Sein Auge starrte. Seine Gedanken waren in sich selbst versunken. Seine Blicke suchten nach innen einen Halt gegen die drängende Gewalt der Ahnungen. Eine Offenbarung redete mit ihm. Sie kam aus weiter Ferne, tief unten her aus seinen begrabenen Erinnerungen. Was er einst war, was er zu werden gehofft hatte und was er nun geworden, das stand in so heller Beleuchtung vor seiner Seele, daß er an den Bäumen oft sich festhalten mußte, um nicht unter dem Druck seiner Empfindungen zusammenzubrechen.

Haben die Künste und Wissenschaften der Menschheit genützt? Hatte sein dreißigjähriges Streben ihm genützt?

In zwei Hälften ging ihm sein Ich auseinander; die eine, sah er, paßte nicht mehr zur andern, eine mußte siegen und beide vereint waren der Tod, die Unbedeutendheit, die Leere, das Nichts.

War auch er nicht ein Opfer der hergebrachten Begriffe über Kunst und Wissenschaft? Sprach aus den Weisen und Schriftgelehrten seiner Zeit, zu denen ihn nichts mehr, seitdem sie ihn früher verstießen, zu ziehen vermochte, mehr als die Mode? Was sind sie denn, diese Namen des Tags, die dem Götzen des Publikums opfern? Was ist denn noch wahr und rein in dieser Welt der Lüge und des Hasses? Ist diese Civilisation mehr als eine glänzende Verführung der Unschuld und Natur? Kann es in einem Geiste, der auf den Altären der Wissenschaft und Kunst allein opfern will, einen Augenblick der Ruhe,

des Glücks, der Zufriedenheit oder Wahrheit geben? Reißt nicht Entdeckung zu Entdeckung, Neubegierde zu Neubegierde, der kaum gesättigte Durst zum ewig lechzenden Verlangen?

Wie anders dagegen erschien dem Träumenden die begnügte Welt des Gemüths!

Er brauchte nur zurückzudenken an seine eigene Vergangenheit, wo ihm die Quelle der Wissenschaft dicht an der wirklichen Quelle sprudelte, die von der Felswand sprang. Er brauchte nur der Schauer zu gedenken, die ihn im Anblick einer majestätischen Natur, der sanften Entzückungen, die ihn ergriffen hatten, wenn er mit seiner Pflanzentrommel auf dem Rücken auf die Höhen stieg, die sich von Vevey empordachten zur Alpenregion. Er hatte die Musik geliebt wie den einzigen reinen Accord, den im ewigen Widerstreit ihrer Zwecke die Natur uns liebevoll doch nicht versagen wollte, und nun, was war die einfache, mit Saiten bespannte Muschel Apollo's geworden in der Hand des Menschen, der sich Künstler nennt! Die rauschenden Harmonieen der Orchester schlugen an das Ohr entweihter Menschen und Die, welche sie schufen, waren niedrige Seelen, voll Eifersucht und Rache. Wo er hinblickte sah er, was an seinem Leben genagt hatte, den Fluch, der sich an die Bildung heftet. Die Sehnsucht zur Wahrheit und zum Natürlichen hatte sich bei ihm nicht einigen können mit den Anforderungen,

die das wissenschaftliche und künstlerische Leben an eine Lebenskunst machte, die er nur kennen gelernt hatte, um sie zu verachten. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er gedachte, daß er dem Bösen nur entfernt geblieben war, weil er zu träge geworden, ihm nachzugehen. Er unterließ es, die Erbärmlichkeiten dieses Lebens mitzumachen, nur weil ihm der Entschluß und die Ausführung Mühe gekostet hätte. So verwirrte das Wenige, was ihm das Studium gegeben, schon seine sittliche Kraft. Der Ehrgeiz war ihm nur erstickt durch Trägheit.

In einem Briefe an Malesherbes sagte zwölf Jahre später Jean Jacques, daß ihm auf jener Wanderung durch die Allee von Vincennes seine Brust mit Thränen benetzt gewesen war, von denen er nicht bemerkt gehabt hätte, daß er sie weinte.

Er weinte sie vor Schmerz und vor Wonne. Das Grau des Himmels, das ihm jahrelang den Muth des Lebens genommen, verklärte sich zum lichten Blau. Er sah Engel aus den Wolken zu ihm sich neigen, hörte ihre Sprache, ihren Trost, ihre Ermuthigung. Kehre den Weg, den du bisher wandeltest, um und gehe nach der entgegengesetzten Richtung! Das sprachen die Stimmen mit einer Beredtsamkeit, die ihn rührte, weil sie ihn noch begrüßten wie das Kind, das einst von einer wunderbaren Welt und Zukunft geträumt hatte und von diesem Traume angezogen das dumpfe Genf verließ und zu den südlichen

Bergen sich schlich, wo die Feige am Wege blüht und der Oelbaum die grünen Gelände der Berge mit sanftern Tinten übermalt. Fest stand ihm bald wie ein Evangelium, daß die Welt nicht glücklicher wäre durch Das, was sie weiß. Die Wissenschaften haben den Verstand bereichert und ließen das Herz verarmen, die Künste verfeinerten die Sitten nur durch eine geschickte Handhabung der Lüge, durch den Luxus wurden die Völker entartet und die Staaten um ihre Größe und Freiheit gebracht; die Statuen vernichteten den Glauben an die Begriffe, die sie darstellten; die Tempel wurden nicht die Wiege der Religion, sondern ihr letztes Asyl, und bald ragte der Palast des Reichen über den Tempel der Gottheit empor; die Gothen hatten Recht, die Bibliotheken Griechenlands nicht zu zerstören, denn diesen verdankten sie, daß die unterjochten Völker nimmermehr die Kraft erhielten, sich wieder aufzuraffen und durch männliche Tapferkeit das Joch der Fremden abzuschütteln; die Flüchtlinge des vor lauter Bildung und nichts als Bildung zugrunde gegangenen byzantinischen Reichs waren die Sendboten jener sogenannten Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in jenem Europa gewesen, das damals noch die schlechte Sitte nur als Ausnahme von der Regel brandmarkte und nur zubald jetzt an Quellen sich berauschte, die die Geister tollkühn, die Gemüther gottlos, die Herzen kalt und unbarmherzig machten. Wie Nero einst sich in Blut badete

und in der That ein Recht hatte, bei seinem Tode auszurufen: „Es geht ein Künstler an mir zugrunde!“ so ist die Bildung niemals und seit dem 16. Jahrhundert am wenigsten eine Bürgschaft der Sitte und der Tugend gewesen — —

So wenigstens gestalteten sich die Antworten, die Jean Jacques auf die Frage von Dijon geben wollte.

Als er an den Heimweg dachte und nun die ungeheure Einsamkeit, die ihn umfing, mit dem Gewühl der Stadt verglich, mußte ihm bange werden, Sätze zu behaupten, die so in grellstem Widerspruch zu Allem standen, was auf dem Antlitz jedes nur einigermaßen gut gekleideten Menschen stand. Jeder von ihnen würde die Frage von Dijon in dem Sinne beantwortet haben, wie sie vielleicht, wenn auch ungeschickt, gestellt war. Jeder von ihnen würde auf die goldenen Inschriften verwiesen haben, die an den öffentlichen Gebäuden prangten, auf Kirche, Universität, Schule, Verwaltung. Jean Jacques behielt seinen Gesichtspunkt und vertheidigte ihn gegen die furchtbare Gewalt gegebener Thatsächlichkeit, die in einem solchen Chaos wie Paris liegen mußte. Robe des Priesters, Uniform des Soldaten, Barett des Richters, nichts konnte ihn in dem Enthusiasmus für die gewonnene Ueberzeugung, daß dem Zeitalter die Unschuld fehle, irre machen.

Er ging an dem Hôtel der Frau von Epinay vorüber.

Mitleid erfüllte jetzt seine Seele, nicht mehr Haß oder Furcht. In wenig Stunden war er ein Riese an Kraft und Selbstvertrauen geworden.

Hatte er nicht eine Bestätigung dieser neuen Weltauffassung, die er gewonnen, an den Widersprüchen, in welche die Zeit, in der er lebte, mit sich selbst gerieth? Standen nicht die Menschen an allen Ecken in Gruppen zusammen? War nicht das allgemeine Gespräch, das sie sich entgegenflüsterten, die schon erfolgte Verhaftung Diderot's und seine Abführung nach demselben Gefängnisse von Vincennes, wo Jean Jacques eben über das größere Glück der Menschheit geträumt hatte?

Diderot's „Philosophische Gedanken“ wurden nur vom Scharfrichter verbrannt. Seine „Briefe über Blinde zum Frommen der Sehenden“ führten ihn selbst auf ein Jahr ins Gefängniß.

Jean Jacques nahm nicht Partei für Diderot und nicht gegen ihn. Er hatte Mitleid mit Allen und Haß oder Liebe für Alle.

Die Partitur irgend eines dilettantischen Stümpers unterm Arm betrat er seine Wohnung, hörte nicht die Vorwürfe, mit denen er seiner Verspätung wegen empfangen wurde, sah nicht den Wirrwarr der Familie, in der er lebte; nur die Fensternische suchte er, wo er gewohnt war zu arbeiten. Er hatte nicht Ruhe mehr; die Gedanken, die in ihm auf- und abwogten, mußte er

festhalten und niederschreiben. Die nächste Außenwelt gewann ihm keine Theilnahme mehr ab und nur mit einer Art dumpfen Gleichmuths nahm er die Mittheilung Theresens entgegen, daß sich in kurzer Zeit die Zahl ihrer Kinder wieder vermehren würde.

Bei solchen denkenden und überwiegend sensuellen Menschen ist es mit Dem, was auf sie Eindruck machen soll, ganz wie mit der Sonne und dem Thierkreis.

Die Sonne ist immer da, immer wärmend und erleuchtend, aber in ihrer Erdenwirkung hängt sie von dem Zeichen ab, in das sie tritt.

Das herzlichste und sanfteste Gemüth ist elf mal kalt, wenn es glüht im zwölften Zeichen. Ein Gedanke, der es ausschließlich beherrscht, erfüllt es so, daß für die Proben, wo es sich auch sonst zu bewähren hätte und in einem vom Verstande geregelten Herzen sich auch bewähren würde, immer erst die gute Stunde kommen muß.

Der Preisbewerber.

Schon in einigen Wochen war die Abhandlung, die Jean Jacques niederschrieb, in sauberer Copie beendigt und wurde nach Dijon abgeschickt.

Das Motto lautete: „Decipimur specie recti“: Der Schein der Wahrheit täuscht uns; wir stehen unter dem Einflusse der Illusionen, wir glauben das Rechte getroffen zu haben und irren, irren im besten Glauben an das Gute — ein trostloses Bekenntniß, daß die Geschichte als Grabschrift auf Rousseau's ganzes Leben zu schreiben hat.

Verlieren im Laufe der Zeiten schon wissenschaftliche Entdeckungen, die anfangs Epoche machten, von ihrer blendenden Macht, treten sie gegen die Menge inzwischen gewonnener neuer Ergebnisse der Forschung weit zurück, so verblaßt noch viel mehr die Begeisterung, die Ueberzeugung und das Colorit der Empfindung.

Nur dunkel nachfühlend und mit kälterm Blute prüfend, stehen wir jetzt an den Märtyrerstätten und Scheiterhaufen der alten Zeit, staunen über die Rüstungen zu den Kreuzzügen, bemitleiden wohl gar den einseitigen Fanatismus späterer Sekten und Spaltungen.

Auch die Gedanken, die Rousseau damals erfaßten, sind uns jetzt abgeblaßt und unglaublich fast scheint uns die Menge von Trugschlüssen, in denen sich seine aufgeregte Seele damals gefiel.

Zu streiten, ob im 16. Jahrhundert die Wissenschaftserweckung besser unterblieben wäre, wie fruchtlos erscheint uns das jetzt! Zu preisen den Zustand der glücklichen Volksidylle, die es niemals gab, nicht einmal in Arkadien, wie thöricht! Zu glauben, daß sanfte Gefühle als eine ewige, durch Beispiel und Erziehung fortpflanzbare Tradition je in die Menschenbrust gezogen wären ohne die Unterstützung durch Das, was wir eben Kunst und Wissenschaft nennen, welch ein Wahn!

Dennoch bricht der Weltgeist die Ideen, deren er zu den Entwickelungen der Geschichte bedarf, nicht vom „Baume der Menschheit“ als reife Früchte, sondern nur als Blüten. Es sind nur Keime künftiger Früchte, deren er bedarf; sie müssen Farbe, Duft, berauschende Wirkung auf die Gemüther der Zeit haben.

Rousseau's Träumereien würden niemals die Umgestaltung des Geistes der Zeiten gefördert haben, wenn sie in Gestalt wissenschaftlicher Untersuchungen aufgetreten wären; er gab ihnen später diese Form, er unterstützte seine Behauptungen durch Citate solcher Thatsachen, die für ihn paßten, während er die nichtpassenden wegließ; aber zu allen Zeiten war er ein Phantast, ein

Sophist wider Willen, er suchte Gedanken für eine Stimmung und was ihm die Philosophie versagte, gewährte ihm dann die Poesie, und wo die Poesie sich zu schwach fühlte, mußte die Philosophie eintreten und die Ausführung des Geahnten vollenden. Die Verwirrung, die dreißig Jahre in Rousseau's Kopfe und Herzen geherrscht hatte, bekam durch sein Talent und seinen Genius einen Ausdruck, der sie wie eine Klarheit erscheinen ließ.

Von einem rechten Mittelpunkte aus wollte Archimedes die Welt in andere Bewegung bringen.

Für Rousseau war dieser Mittelpunkt nun gefunden.

Er haßte die Welt, wie sie ist, er nannte sie eine Verabredung der Lüge. Ihr gegenüber baute er die neue Welt auf, die in der That bei aller Unmöglichkeit doch noch jetzt das abstracte Ideal der Denkerbrust geblieben ist. Lehre man von der Nothwendigkeit des Bestehenden, was man will, Atlantisinseln der Dinge, wie sie sein sollten, schwimmen doch immer in unserer Ahnung.

Aenderten sich ihm durch ein Leugnen ihrer Nothwendigkeit die seit Jahrtausenden feststehenden Voraussetzungen der bestehenden Kirche und des Staats, so mußte sich ihm auch das Haus ändern und die Familie.

Dumpf hinbrütend, mit jenem Leichtsinn träger Träumerei, den die Sorge um ein mögliches Brustleiden noch mehrte, hatte der Ernährer der im Frühern geschilderten Familie sich wenig darüber Rechenschaft abgelegt, welches die geistige Luft war, die ihn umgab.

Ein Instinct der Vorahnung seiner künftigen Lehrsätze hatte ihn nach den Versuchen, zur feinern Welt aufzusteigen, wieder in den Schooß des Volks zurückgeführt.

Die Derbheit einer in die Stadt gewanderten Bäuerin war ihm so nahe getreten, daß nur noch das Band der priesterlichen Weihe, ohnehin schon zu spät kommend, zum ewigen Bunde fehlte.

Diese heroischen Naturen der Phantasie, die in ihren Träumen und auf dem Papiere Welten stürmen, sind schwach in der Wirklichkeit: der arme Notenschreiber wurde beherrscht von Denen, die er ernährte.

Die Familie Theresens, roh und sittenlos, drängte dem Glücke, das immerhin die Tochter und Schwester für ihre Umstände gemacht hatte, nach und dem Herrscher im Reiche der Ideen gehörte in Wirklichkeit nichts als sein Schreibtisch, ein kleines Spinett für seine eigenen Compositionsversuche und der Winkel, wo sein Bett und seine Bücher standen.

Was ihn umgab, haben wir gesehen.

Michel Labrousse, der Freund seines Schwagers Pierre, saß schon am Morgen seiner gefährlichen Flucht auf der Conciergerie. Bald auch folgte Pierre, dem neue Verbrechen zur Last fielen. Die Schwestern und Freundinnen Theresens liefen Nachts auf den Straßen. Der Vater liebte den Trunk, die Muter verhetzte, beklatschte, verwirrte die Tochter, die für den bejahrtern

Vater ihrer Kinder mehr eine Empfindung des Mitleids als der Liebe hatte und dessen geistiges Uebergewicht sie nur anerkannte, wenn er es als Mittel klingender Einnahme bewährte.

In dieser Welt lebten für Jean Jacques zwei, bald drei Kinder, die ihn Vater nannten. Sie sahen ihm ähnlich, aber diese Aehnlichkeit erschreckte ihn mehr, als sie ihn rührte. Diese Kinder waren ein Tribut, den er der Natur hatte zugestehen müssen und den er mit Unwillen gab; denn diese Kinder erinnerten ihn an die Sphäre, die er heute haßte, morgen nur aus Trotz gegen die Civilisation liebte. Therese, neben ihm, der die Feder führte, mit Holzschuhen als Bäuerin stehend, schien ihm das richtige Symbol seines Lebens. Leider waren ihre Umgebungen schlecht. Aber bald auch urtheilte er von seiner nächsten eigenen Welt, was er über die gesammte urtheilte. Die Laster waren ja nur Folge der Bildung! Die Verbrechen nur Folge der Civilisation! Diese nährte die Lüge, den Raub, sie machte beide nothwendig, denn zu ungleich vertheilt sind die Lebensloose. Wer ein neues Geschlecht schaffen könnte! sagte er sich oft, wenn er den Consequenzen seiner in Dijon nun zur Prüfung vorliegenden Abhandlung nachdachte. Wer noch einmal das Paradies heraufbeschwören und die Menschheit den Weg der Natur könnte wandeln lassen! Wer den Baum der Erkenntniß noch ein Mal zu pflanzen verstünde und eine neue

Unterscheidung gäbe zwischen Dem, was Gut und was Böse ist!

Da sah Jean Jacques wol ein, bessere Erkenntniß machte auch jetzt noch manche Besserung der Sitte möglich. Englands politische Institutionen schienen ihm besser als die Frankreichs; in seinen kirchlichen Ueberzeugungen war er längst wieder zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt: Schule und Haus ließ sich heben und eine neue Generation war vielleicht die Versöhnung auf die Disharmonie der Gegenwart. Wie sich das Schlechte in den Sitten ja forterbt, sah er in nächster Nähe. Sonst hatte er kein Ohr und kein Auge für die Lügen und Verbrechen um ihn her, seit seinem einsamen Spaziergange nach Vincennes schauderte ihn, wenn er die Wirkung sah, die das schlechte Beispiel Aelterer auf Jüngere hervorbringt. Wie trotzte man in seiner Nähe dem Geschick des Verbrechens! Wie verwünschte man allein den Mangel an Klugheit, der den Armen, der sich zu helfen sucht, der verfolgenden Uebermacht, die sich die Gerechtigkeit nenne, erliegen läßt! Wie lachte man, wenn eine List gelang! Wie manchen Abend würzte sich das Gespräch durch Erinnerungen an Labrousse's Dächerflucht und das Examen der Polizei! Er ging dann in sein Zimmer, wenn der Lärm zu tobend wurde, und nicht selten sagte er nun schon: Es ist doch wenigstens gut, daß die Kinder schlafen oder daß sie noch zu dumm sind, um euch zu verstehen.

Der Zeitpunkt, wo sich die Entscheidung der Akademie von Dijon erwarten ließ, rückte heran.

Eine ruhige Beherrschung seiner Spannung war einem so reizbaren und zur Melancholie geneigten Charakter wie dem Verfasser der Abhandlung mit dem Motto „Decipimur specie recti" nicht gegeben.

Gewohnt, Alles, was sich in zwei Möglichkeiten darbot, von der dunkeln zu nehmen, war er gefaßt auf ein Unterliegen seiner Mitbewerbung und wie die menschliche Natur, wenn sie der Tiefe nicht entbehrt, einmal ist, so suchte er schon jetzt dem Falle, den er voraussah, vorzubeugen. Er bedurfte dazu innerer Hülfsmittel, innerer Kräftigung.

Sich dem Widerwärtigen sogleich gefangen geben zu sollen, war zwar schwer, dafür hatte die Begeisterung zu lebendig seine Feder geführt; aber es gibt einen edlen Stolz gegen das Mißgeschick und für diesen sammelte er in der Zeit des Harrens und der Muthlosigkeit.

Er bildete sein System von der Natur weiter aus. Er verglich es mit Aller und mit seiner eigenen Lebenslage. Ein Fanatismus für die Einführung der Ueberzeugung auch in die Wirklichkeit und zunächst des heroischen Beweises wegen in die eigene Lebenssphäre erfüllte ihn mit jener ganzen Heftigkeit, die eben Menschen eigen ist, welche wohl wissen, daß ihnen die Natur die Consequenz von Hause aus nicht gegeben hat. Jean Jacques' Furcht war die, sich auf seiner Schwäche, die er gerecht

genug nicht etwa Herz, sondern Trägheit und Eitelkeit nannte, nicht ertappen zu wollen und so wurde er grausam gegen sich und Andere, grausam, um nur nicht schwach zu erscheinen.

Das Leben im Hause, so wie es bisher geführt wurde, war bei solchen Gedankengängen nicht mehr zu ertragen. Es regte sich der Muth, den Consequenzen seines Natursystems gegenüber, jedes Joch, das ihn mit falschen Rücksichtsnahmen drückte, abzuschütteln.

Theresens Anhang wurde entfernt. Er setzte die Aufregung einiger Tage daran, um sein Haus von unwürdigen Verbindungen zu säubern. Fühlend aber, daß es ihm nicht möglich sein würde, auf Lebenszeit immer die Grundsätze der sittenreinen Natur in seiner Nähe allein zu schützen, erschrak er vor der Verantwortlichkeit, die zuletzt auch noch die doch mit der Mutter und Großmutter zurückbleibenden Kinder von ihren Umgebungen fordern durften. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn um die Zukunft dieser Kleinen, die er nicht in der Hand hatte; denn kein kirchliches Band fesselte ihn an Theresen. Die Voraussetzung, ewig mit ihr leben zu sollen, war ihm oft fürchterlich und hinter seinem Rücken dauerte der Verkehr mit den Verwandten doch fort. So sah er diese Kinder schon werden, was ihre Verwandten waren. Er sah sie schon den Onkel Pierre und Michel Labrousse bewundern, er sah sie lachen über die List des Verbrechens und geizen nach dem Ruhme,

die Gesetze zu betrügen. Er war bei diesem Gedankengange unglücklich genug, seine Lage mit der ganzen Civilisation vergleichen zu müssen; denn diese machte ja überall, daß die Kinder fortgingen in den Sitten der Aeltern. Die Privaterziehung erschien ihm die Pflanzschule aller Erbfehler und aller Erbvorurtheile.

Uralt ist die Sitte der Findelhäuser. Die erste christliche Kirche mußte ausdrücklich auf sie großen Werth legen, da ihr das Heil verlorner Seelen wie einer Mutter aller Menschen am Herzen lag. In Paris sollten die Findelhäuser schon seit lange dem Kindermord steuern. In jener Zeitperiode hatten die in Paris vorhandenen Anstalten dieser Art einen neuen Aufschwung und manche Verbesserung aus dem Geiste der zunehmenden Philanthropie erhalten. Auch Rousseau arbeitete sich im Geiste einen Plan für diese Anstalten aus. Er sah in ihnen die einzige Möglichkeit, der Zukunft wieder ein spartanisches Geschlecht zu geben. Sollten sich die Träume erfüllen, die in seiner nach Dijon geschickten Abhandlung lebten, so mußte die Erziehung eine öffentliche werden, der Staat mußte deren Bürgschaft übernehmen und die Gefahren der Privaterziehung hintertreiben. Der Gedanke, daß seine Kinder durch ihn, durch Therese, durch deren Familie systematisch erzogene Verbrecher werden würden, Opfer seiner eigenen geistig und moralisch haltlosen Verbindung mit seinen Umgebungen, Opfer seiner Jahre,

seiner Gesundheit, die ihn lange vor Theresen wegraffen mußte, das Alles erfüllte ihn mit Schaudern. Der Gedanke, er würde gut thun, sie dem großen Findelhause von Paris zu übergeben, trat ihm entgegen wie die Aufforderung — zu einer heroischen That!

Noch schwankte Jean Jacques. Vaterempfindungen, die er in seiner damaligen Stimmung Folgen eines ererbten und nur im Blute liegenden Vorurtheils nannte, sträubten sich einen Schritt zu thun, den Therese nach kurzer Ueberlegung wirklich schon gebilligt hatte, als er ihn aussprach. Da sah er denn, an welche rohe Natur er sich hatte vom Schicksal binden lassen. Kein Schrei der Mutterliebe war die Antwort gewesen, die er von ihr empfing. Sie sah nichts als die Theurung der Lebensmittel, ihres Mannes schwache Gesundheit, seinen kümmerlichen Verdienst vom Notenschreiben. Ein Rückfordern der Kinder aus dem Findelhause war ja zuletzt möglich: man erhielt eine Empfangsbescheinigung. Nur die Großmutter, wie vorauszusehen, widersprach. Aber gerade in der natürlichen Regung dieser sonst nur rohen Natur lag für Jean Jacques ein Reiz mehr, die Kinder ihr zu entziehen. In dem Fanatismus, der sich aller seiner Gedanken fieberhaft bemächtigt hatte, sah er der ihm nur rein thierischen, ihm nur rein auf das Schlechte begründeten Zärtlichkeit der Großmutter und der ganzen Welt gegenüber sein Vorhaben wie eine That an, die

antike Größe genannt werden konnte und nun ihm schon nothwendig war.

Seine Einnahmen wurden geringer, je weniger er Noten schrieb. Die Aufregung seiner Ideen verkürzte seine Zeit, die Spannung auf die Entscheidung in Dijon machte ihn träge, er war in jenem ohnmächtigen Zustande, wo wir eine Erklärung, die uns das Schicksal geben soll, nur erst noch abwarten wollen, um dann auf Leben und Tod einen Entschluß für unsere Zukunft zu fassen. In dieser Stimmung wurde oft die Musik seine Trösterin. Er begann wieder an seine alten Compositionen zu denken und seiner Sehnsucht nach Unschuld und Natur entsprach es, daß er schon jetzt den Text der Melodieen seines „Dorfwahrsager“ fast vollendete. . . .

Da saß er eines Abends träumend am Klavier, spielte eben die Melodie zu seinem „Dans ma cabane obscure Toujours soucis nouveaux. . .“, als es die Treppe herauf-stürmte.

Ein in einen Mantel gehüllter Elegant trat ein und rief:

Sind Sie Rousseau? Jean Jacques Rousseau? Sie haben in Dijon den Preis gewonnen!

Jean Jacques erhob sich und blickte den Boten an.

Es war Grimm — der „Baron“ Grimm — aus dem Mantel zog er eine Nummer des „Merkur“ und zeigte den Bericht der Akademie. Der Zettel mit dem Motto

„Decipimur specie recti“ war entsiegelt worden und hatte Rousseau's Namen und Wohnort angegeben. Soeben war schon in ganz Paris und vorzugsweise bei Frau von Epinay die Debatte nur über den gekrönten Autor, in dem sich Grimm des Notenschreibers und Componisten erinnerte. Es bliebe, sagte sein neuer „Cornac“, sein Führer, dem Wunder des Tags, Jean Jacques nichts übrig, als unverzüglich mit ihm in die Welt, in sein Jahrhundert einzutreten und vorläufig gleich mit ihm zu gehen und seinen Triumph unter Männern und Frauen zu genießen, welche die ganze Bedeutung desselben jetzt schon zu ahnen und zu würdigen wüßten.

Vierzehn Denkschriften waren der Akademie eingereicht worden; zwei davon erhielten eine rühmliche Erwähnung und gaben achtbare Verfasser zu erkennen. Um wieviel größer das Verdienst eines völlig Unbekannten, der unter allen den Sieg davontrug!

Jean Jacques stand, als er das Alles hörte und selbst las, wie schwindelnd. Die reinste Freude durchströmte seine Nerven, er zitterte, die Erfahrung war zu groß und drückend. Ein fast schon vierzigjähriges Leben war zu dunkel gewesen, um diesen blendenden Lichtstrahl noch ertragen zu können.

Grimm beglückwünschte ihn mit Aufrichtigkeit. Hatte er nicht die nächste Eroberung des nun weltberühmten Mannes gemacht? Konnte er ihn nicht einführen in die

Gesellschaften von Paris und zunächst in die, welche mit Spannung seiner Rückkehr harrte, bei Frau von Epinay?

Kommen Sie! Kommen Sie! rief er, Frau von Epinay vergeht vor Sehnsucht.

Und Therese und die Mutter unterstützten Grimm's Aufforderung.

Jean Jacques war keines Willens mächtig. Während Grimm voll Neugier und sein Vergnügen über die wunderbare Lage, in der er den gekrönten Autor antraf, wenig verbergend mit den Frauen plauderte und ihnen die äußern Vortheile dieses Siegs, die ihnen natürlich über die innern gingen, den Werth einer goldenen Medaille und die Leichtigkeit sie in Silber zu verwandeln, auseinandersetzte, kleidete sich Rousseau an und folgte Grimm zu Frau von Epinay.

Scheine, was du bist!

Die Gesellschaft machte aus Jean Jacques anfangs einen neuen Menschen.

Die Bewunderung hob ihn von Stufe zu Stufe.

Sein bisheriges Leben diente nur dazu, ihm eine durch die Originalität desselben noch erhöhtere Stellung zu geben. Er wurde das Wunder des Tags.

Seine Preisschrift erschien, diese merkwürdige Schrift, in der ein Philosoph der Tonne, ein zweiter Diogenes, gewagt hatte, den Einfluß der Wissenschaften und Künste verderblich zu finden. Was in Rousseau still gelebt hatte oder durch den Reiz der Antithese wach geworden war, das hatten jetzt plötzlich Alle empfunden. Er wurde der Apostel eines neuen Evangeliums, ein Prophet der Natur, nach der sich längst Alle gesehnt hatten.

Und wer die Ansichten, die er lehrte, bestritt, mußte der Art, wie er sie vortrug, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sein Styl wie wohlgebildet, natürlich und dabei voller Feinheiten! Wie sanft, wie kunstlos der Strom seiner Rede! Keine verschlungenen Perioden, keine schul-

mäßigen Nachahmungen gewohnter Muster. Diese Preisschrift war wie aus dem Herzen geschrieben, wie eine Epistel an die ganze Welt, vertraulich und ernst, schmucklos und voll naiver Größe, ein Erguß der Ueberzeugung, der uns jetzt in seinem Inhalte wie eine Spitzfindigkeit, ja wie ein Scherz erscheinen könnte, damals aber gab ihm der Ernst, in dem er gemeint war, Schwung bis zur Erhabenheit.

Von diesem Augenblicke an gehörte Rousseau sich selbst nicht mehr an. Seine Schrift wurde angegriffen wie auch die Entscheidung der Akademie. Dreizehn durchgefallene Concurrenten rächten sich. Die Polemik älterer Literaturperioden ist mit der Gegenwart kaum zu vergleichen. Wir haben auch noch jetzt eine Kritik, die nicht widerlegen, nur vernichten will, aber wir haben nicht mehr so oft jene unreinen Ergüsse des persönlichen Neides und der verletzten Eitelkeit wie in alten Zeiten, wo Rival den Rivalen bekämpfte. Ihr versteckt schon unter glattern Formen euern Neid und eure Eitelkeit, ihr findet schon immer Freunde, die den Namen zu jener Bosheit hergeben, die aus euch selbst fließt, aber damals schrieb der durchgefallene Concurrent gegen den Sieger, wie hundert Jahre früher Mayret, der vorgestern eine „Sophonisbe" hatte aufführen lassen, gegen Corneille schrieb, der gestern mit dem „Cid" debütirte. Diese Professoren, Abbés, Notare, welche die französische Literaturgeschichte so merk-

würdig reich an Broschüren und Pamphleten gemacht haben, setzten auch Rousseau mit einer Bitterkeit zu, die ihn zeitlebens nicht mehr zur Ruhe kommen ließ und das Uebelste war, daß man die Polemik gegen ihn nur mit Hinweisung auf Verbannung, Scharfrichter und Gefängniß führte.

Was nun so viele Jahre sich aufgesammelt hatte an Gedanken, Stimmungen, Erfahrungen und Selbstbelehrungen, das Alles ging bei dem neuen Schriftsteller und spät erwachten Dichter in Blättern und Blüthen auf.

Er schrieb über die Gesetze der Staaten und die Gesetze des Geschmacks, er schrieb über Religion und über Musik, er dichtete und componirte.

Sein „Dorfwahrsager“ wurde in Paris und Versailles aufgeführt, die Prinzessinnen wie die Bürgermädchen trällerten seine einfach rührenden Arien.

Dazu kamen die Ansprüche der Gesellschaft und die Gunstbezeugungen der Frauen.

Wie die Buckligen, wenn sie Geist haben, von den Frauen gern gesehen werden, weil sie der Welt ungefährlich erscheinen, wie kindliche und unbeholfene Naturen ihren nachhelfenden Frauensinn mehr anregen als die sichern Manieren der gemachten Matadore, so wurde auch dem schon alternden Rousseau, der wie ein Kind oft noch Thränen weinen konnte, der sich ungeschickt geberdete, ja nicht freizusprechen sein dürfte, daß er sich in dieser Son-

derlingsart mit einem gewissen Bewußtsein gab, die Gunst der Frauen in reichem Maße zu Theil. Man beglückte ihn wohl nicht mit einer so entschiedenen Hingebung, wie sie Grimm, Diderot und St.-Lambert fanden, aber man machte ihn zum Freunde, zum Vertrauten, zum Rathgeber, zum Vermittler; man plauderte gern eine Stunde mit ihm im verschwiegenen Boudoir, man ließ sich gern von ihm die Hand küssen, gestattete ihm in seiner Sentimentalität so komisch zu sein wie er wollte, und noch mehr, man ging weiter, man düpirte ihn. Man machte ihn glauben, daß er geliebt würde, man machte ihn zum Deckmantel fremder Verhältnisse, worüber er sich nicht wenig gegen Frau von Epinay erzürnte und mit Grimm brach, den er beschuldigte, ihn Herrn von Epinay gegenüber zu seinen Zwecken mißbraucht zu haben. Zum Glück war Frau von Epinay, wie er nun gesehen hatte, sehr häßlich. Nur die schöne junge Frau Latour de Franqueville war die Einzige, die von Mitleid mit dem bei allem Ruhme doch um das Glück seines Lebens so tief betrogenen Manne sich zu wirklich mitempfindender Herzlichkeit hinreißen ließ und ihm auf Augenblicke sogar kleine Zärtlichkeiten gestattete, von denen Rousseau eingestanden hat, daß sie ihn im Schatten der Büsche von Ermenonville bis zum Wahnsinn verwirren konnten.

Rousseau besaß Kraft, den Schmeicheleien der Großen gegenüber seine Principien nicht aufzuopfern.

Weil seine Seele fühlte, was die Welt von ihm erwarten durfte, zersplitterte er sich nicht in dem Leben der Lüge und Frivolität. Bald aber merkte er, daß die Routine ihm der übeln Streiche denn doch zu viele spielte. Dieser französirte Deutsche Grimm war es besonders, den er zu hassen anfing, als er merkte, daß solche Führer und Gönner nicht ertragen können, wenn man über sie hinauswächst. Wie er sich erst darauf ertappte, daß man an seinen Manieren Anstoß nahm, daß man nicht immer aufrichtig für ihn Partei ergriff, daß man in der vornehmen Sphäre sehr launisch und wetterwendisch ist, trotz aller scheinbaren Hingebung, zog er sich immer mehr in sich zurück und wurde von einem krankhaften Mistrauen befallen, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ.

Wo konnte er nach den vielen Täuschungen, die ihn von einer der Frau von Epinay gehörenden und ihm eingeräumt gewesenen Landwohnung, der Eremitage nach Ermenonville, von da nach der Schweiz, England und wieder zurück nach Paris und Montmorency führten, die einzige Erholung, die einzige sichere Ruhe finden als in der nächsten kleinen Welt seiner Häuslichkeit, die, so niedrig sie stand, ihm doch allein gehörte? Jetzt kamen die Augenblicke, wo er die Sehnsucht empfand, Kinder zu haben.

Er hatte sie nicht mehr!

Als er an jenem glücklichen Abend von Frau von Epinay, wo man ihn, den Sieger von Dijon, auf Händen

getragen hatte, heimkehrte, klopfte er an seine Thür. Sie war verschlossen. Er hörte das zweitältere Kind, ein Mädchen von nun schon einem Jahre weinen. Die Mutter schlief oder fehlte. Er ging zum Hausmann, weckte diesen und erfuhr, daß Therese, angeregt von der glücklichen Nachricht, die der Fremde ins Haus gebracht, mit der Mutter und den übrigen Angehörigen in einen Musiksaal gegangen war, von dem sie noch nicht wieder heim war. Sie selbst tanzte nicht; sie hatte ihr dreimonatliches Kind mit sich, aber sie sah die Andern, ihre Verwandten und Freunde tanzen und ließ es sich mit ihren beiden Alten, die gern schmausten, an einem gedeckten Tische wohl sein. Der Hausmann gab ihm den Schlüssel. Oben fand er das älteste Kind schlafend, das zweite weinend und im Bette entblößt. Indem kam die Mutter mit dem dritten zurück. Er kannte sie in solchen Augenblicken. Von Vorwürfen wollte sie nicht begrüßt werden. Am nächsten Morgen stand sein Entschluß fest. Eine Erziehung war hier nicht möglich. Jetzt zog ihn die Welt, jetzt wollte sein Geschick ihn auf andere Höhen verpflanzen, für diese Kinder fehlte die Sorge, die er allein hätte vertreten können und zu vertreten nicht in der Lage war. Er kannte sich darauf, er wußte, wie schwer er schon an sich selber trug. Dies Haus konnte nicht mehr seine Welt sein, es war nur noch ein Asyl für seine Ermüdung, eine Pflege für seine körperlichen Bedürfnisse; was sonst um

ihn lebte, konnte er hier nicht mehr hüten. Noch war die Uebergabe der Kinder ins Findelhaus nicht vollzogen, aber nun mußte sie kommen; die Woge der Gunst des Augenblicks trug ihn immer höher und höher. Als seine Abhandlung wirklich erschienen war, als er sie zu vertheidigen hatte, als andere Partei nahmen für oder wider, gehörte er sich selbst nicht mehr an. Viele riethen ihm, sich von Theresen jetzt zu trennen, aber eine Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse mußte es für ihn doch geben. Er blieb bei ihr, die Kinder aber trug man auf sein Verlangen, nach geringem Widerstande, in die bezeichnend genug sogenannte „Höllenstraße“ — ins Findelhaus.

Zwei dunkle Linden stehen vor dem einsamen Hause.

Von Außen Alles still, nichts läßt ahnen, wie es drinnen in den Sälen wimmelnd lebt und hülflos klagt. Barmherzige Schwestern pflegen die Kleinen. Diese Schwestern ringen muthig mit dem Todesengel, der seine kalte Hand über alle diese Flämmchen ausstreckt, die kaum aufflackernd meist schon erlöschen. So manches in köstliche Spitzen eingewickelt gewesene Kind, in Tüchern aus denen das Wappen geschnitten war, um den Ursprung unkenntlich zu machen, liegt neben dem Neugeborenen, das wärmer noch in Lumpen eingehüllt gewesen. Korb an Korb, Wiege an Wiege. Nur Nummern nennen den Namen und den Tag der Uebergabe an der ernstblickenden Pforte, neben welcher eine Oeffnung, die in die Mauer geht, eine Doppelmuschel

birgt, von der die eine Hälfte das Kind empfängt, die andere, wenn man geklingelt hat und das Kind hineingenommen ist, sich wendend eine Nummer von Blech herausgibt, die Empfangsbescheinigung für ein Leben, an das sich oft tausend Schmerzen, meist der Leichtsinn knüpft. Madelon, Paul und Emil wurden so in kurzen Zwischenräumen nacheinander vom Herzen der Mutter, vom Auge des Vaters, während der Schlaf sie gefangen hielt, hinweggegeben.

Dem Vater, der in der Ferne stand, die Klingel hörte und das Rollen des sich drehenden Mechanismus, der die Kinder hinwegnahm, ihm war es, als hätte er eine Handlung begangen, würdig eines Spartaners. Er hatte seine Kinder dem Vaterland geweiht! Das Vaterland wurde ihr Erzieher, wie alle Erziehung eine öffentliche werden sollte. . . .

Therese weinte, die Großmutter weinte, der Vater verwies auf die metallenen Marken, gegen deren Vorzeigung sie einst die Kinder wieder zurückerhalten konnten.

Es ist ein eigener Zustand des Menschen, wenn er abstracten Principien leben will. Ideen, die man sich selbst gefunden hat oder die man mit Bewunderung von Andern entlehnte, können uns dann beherrschen wie kein Befehl eines Despoten. Der Wahn macht uns mit allen unsern Empfindungen zu Sklaven von Verhältnissen, die nicht im mindesten unserer Natur angemessen sind. Wir,

die wir gegen die kleinste Zumuthung aus einer fremden Ideenwelt sogar aus Unbequemlichkeit schon uns sträuben, sind Tyrannen gegen unser eigenes Behagen, wenn wir mit unserer Entsagung glauben etwas beweisen zu müssen. Rousseau erschien sich groß in seinem Entschluß! Er opferte so manche kleine Freude, die ihm die Kinder doch schon gewährt hatten; er opferte alle seinem Gemüth nicht fremden Traditionen, die im Besitz von Kindern einen Ersatz für das Glück sehen. Er wollte es anders halten. Er wollte die Ueberzeugung behaupten, daß diese Kinder ihm nur infolge einer zufälligen Laune der Natur wurden und daß es seine Pflicht war, sie der Gefahr zu entreißen, bei den Familienbanden, in die sie einst gerathen würden, Verbrecher zu werden wie Pierre und Michel Labrousse. Dieß Gefühl gab ihm Kraft und löschte jede Anwandlung von Reue, die er die Macht der Gewöhnung nannte, die Nachwirkung eines anerzogenen Vorurtheils. Wer seine Natur noch tiefer erkennt, muß ihn bemitleiden. Sein Verstand erfand sich eine Entschuldigung für Das, was seiner Indolenz bequemer war. Der ringende Mensch, der verdrießliche, der unglückliche Mensch, der sein ganzes Leben auf Eine Karte setzte, hier die Karte des Ruhms, glaubt sich von Vielem dispensirt, was bei andern strenger genommen wird, und milde Naturen haben in ihrer Beurtheilung der Größe immer auch für diese Verirrung eine gewisse Nachsicht gehabt.

Es war eine ziemliche Reihe von Jahren, daß Rousseau in der Mode war und im Grunde ließ ihm die öffentliche Aufmerksamkeit bis an sein Ende keine Ruhe.

Nach den ersten Triumphen, die er feierte und deren süßen Rückwirkungen auf sein Gemüth er sich ganz hingab, trat bald jene Krisis ein, die ihm zeitlebens den Ruf des Sonderlings verschaffte. Er hatte Täuschungen erlebt, er sah die Schwierigkeiten seiner großen Stellung der Welt gegenüber, er fühlte auch die Nothwendigkeit, seine Lehre vom Glück des Naturzustandes in Einklang mit seinem eigenen Leben zu bringen.

So zog er sich immer mehr in sich zurück, lehnte Hingebung und Freundschaft ab, deren Quellen er fast immer für trübe hielt, und wurde jener halbbewußte, halb unbewußte Sonderling, der uns selbst da, wo wir ihn nach dem Scheine des Menschenhassers künstlich haschen sehen, eben um dieser Tragikomödie willen Mitleid einflößt.

Eine Bizarrerie verdrängte die andere und das Unglück wollte, daß sich zu den Anfällen von Mißtrauen und Grausamkeit, die er sich gegen die aufrichtigsten Absichten erlaubte, immer auch Gründe vorfanden, die sich, wenn auch nicht aus der Gegend her, wo er verletzte, doch aus solchen herleiten ließ, wo er wirklich irgendwie verletzt wurde.

Der Gesinnung gegenüber, die er bald gegen die ganze Welt annahm, wurde ihm sein Haus von immer größerer

und größerer Wichtigkeit. Er mußte einen Herd haben, auf dem das Feuer eines kleinen Mahls von Rüben oder Bohnen brannte, bei dem man ihn überraschte, um ganz Paris davon erzählen zu können; er mußte, sein System und sein Cynismus verlangten es, eine Dachkammer bewohnen, wo man ihn antraf, gleichsam wie die Bürger Roms den Cincinnatus hinterm Pfluge.

Und diese kleine letzte nothwendige Zuflucht seines halb wirklich kranken, halb krank sich stellenden Wesens wurde ihm unausgesetzt verdorben durch Theresens Anhang und durch sie selbst. Immer noch hatte er das oberflächliche Wesen vertröstet auf Tage des Glücks, oft hatte er die blechernen Marken genommen und ihr in rosigen Farben, die ihm von Herzen kamen und ihn selbst rührten, die Hoffnung ausgemalt, einst würde sie dafür ihre Kinder wieder zurückgewinnen und mit ihnen würden sie in seine geliebte Schweiz ziehen, fern von der Lüge und Bosheit der Pariser. Aber auch Therese war die Lüge. Michel Labrousse, der einst über die Dächer entfloh, war aus dem Gefängnisse zurückgekehrt und gewandt wie er war, ein gelernter Sattler, kam er in die Hände eines Bereiters, der Pferde zuritt. In prächtiger Uniform zeigte er sich in Ermenonville, dem kleinen Landhause des Herzogs von Luxembourg, das Rousseau bewohnte, auch als er schon mit Grimm's Freunden gebrochen hatte und Frau von Franqueville und die Marschallin von Luxem-

bourg, die in der Nähe dieses ländlichen Aufenthalts selbst ihre Sommervillegiaturen machten, seine nachsichtigen und duldsamen Gönnerinnen geworden waren. Therese zeigte sich gegen Labrousse scheinbar harmlos, nahm den stattlichen Jockey auf wie einen alten Freund ihrer Familie, bald aber trat ihre Hinneigung offen zu Tage. Labrousse kam öfter, alle vierzehn Tage war er anfangs da, dann jeden Sonntag und wohl durchschaute der schon alternde und kränkelnde Mann Theresens Betrug.

Es gefror ihm sein Inneres.

Eifersuchtsscenen waren seiner nicht würdig, sie würden Paris, das Alles und Jedes über ihn erfuhr, belustigt haben.

Als aber der Zufall ihn einst Zeuge der treulosen Umarmungen Labrousse's und Theresens in den dichten Schatten des Parks, wo sie sich sicher glaubten, werden ließ, unterdrückte er jede Aufwallung des Zorns. Es war in einem wirklichen Mitleid um das Loos, das einst seine Kinder finden würden, wenn er stürbe und sie zurückkämen an eine solche Mutter, daß er die Marken nahm, sie eine Weile betrachtete, zögerte und zögerte, bis er sich endlich überwand und sie von sich schleudernd in den Teich von Ermenonville warf.

Die stillen Genien.

Nach den Begriffen, die wir in der Regelmäßigkeit des Verlaufs unserer Lebensbedingungen unmittelbar in unserm Herzen heimisch finden, sind die Steine bald zur Hand, die auch auf Rousseau geworfen worden sind.

Wir lieben ein edles Mädchen, das uns gleich steht, wir gewinnen ihre Hand und die Ehe schlingt ein Band um uns, das bald in seine Kreise auch Kinder aufnimmt. Wir lieben diese Kinder, sie sind das Unterpfand unsers Glücks, sie fesseln uns an das Leben und wir leben zuletzt nur noch für sie.

Gegen die Heiligkeit dieser Empfindungen hat sich Rousseau vergangen, aber es ist unwahr, wenn man seine Handlungsweise, seine Kinder dem Findelhause zu übergeben, ausschließlich die Folge herzlosen Leichtsinns nennt.

In späteren Jahren fühlte er die Unmöglichkeit, sich vor der Welt vollkommen zu rechtfertigen.

Die Feinde, die bis in seine nächste Nähe drangen — wie er ewig glaubte unter der Maske der Freundschaft —, drangen auch sehr bald in seine geheimsten Lebensbe-

ziehungen und seine beiden Frauen, Therese und ihre Mutter, hatten ihn wegen der Preisgabe ihrer Kinder oft genug verrathen. Er vernichtete, in dem Zorn und Haß auf diese bösartige pariser Welt, die Marken auch schon deßhalb, um das Gaukelspiel abzuwenden, das man veranstaltete, ihm eines Tags seine Kinder wieder zurückzubringen.

Grimm lud Mutter und Tochter zu sich und horchte Details über Rousseau's Leben aus, die er an deutsche Fürsten und die Kaiserin von Rußland als „literarische Correspondenz" schrieb. Ueber Rousseau den Cyniker, den Naturmenschen, den ehemaligen Bedienten und noch jetzt bei allem Ruhme unerschütterlichen Notenschreiber — er schlug die Pension einer Pompadour aus und ernährte sich nur von Notenschreiben —, konnte man der Wunderlichkeiten nicht genug hören. Man forschte nach Rousseau's Kindern, aber man fand sie nicht mehr; die Marken waren vernichtet.

Düstergrollend sah Rousseau alle diese geheimen Eingriffe in sein Leben und immer maßloser wurde seine Sehnsucht nach Einsamkeit. Selbst in den Wintertagen blieb er im Park von Ermenonville, blieb unter Sturm, der die entlaubten Bäume schüttelte, im Schnee, der rings auf ihren Zweigen gespenstisch leuchtete. Während Therese dann schlief am Spinnrad, Rousseau, ein Blatt Papier vor sich, an der „Neuen Heloise" dichtete und die Lampe

düster brannte, sah er dann wohl im Geist geheimnißvolle Schatten um sich her schweben, Gestalten, die dies stille Haus im Walde so gern verwandelt hätten in einen Tempel der Häuslichkeit. Die lichten Engel nahmen die Züge seiner Kinder an. Zwei von ihnen hatten Flügel; diese waren wohl todt — das Dritte, ein Knabe, den man Emil getauft hatte, trug noch keine Flügel; er lebte wohl noch. Schwere Seufzer entrangen sich der Brust des Armen, der mit Hülfe der Künste und Wissenschaften die Welt glauben machen wollte, daß Künste und Wissenschaften sie um den Frieden und die Reinheit ihrer Sitten gebracht hätten! Damals mochte ihm schon eine Ahnung kommen, daß die wahre Philosophie nicht die Familie aus der Gesellschaft herleitet, sondern die Gesellschaft aus der Familie.

Rousseau hat es nie gesagt, daß sein „Emil", mit dem er die Erziehungsmethode des Jahrhunderts revolutionirte und der Vorgänger Pestalozzi's, der geistige Vater aller Kinder des 18. und 19. Jahrhunderts wurde, eine Sühne war für Das, was er an seinen eigenen Kindern verbrach.

Nie konnte er sich ganz von der Vorstellung trennen, daß seine Kinder unter Theresens Leitung verloren gewesen wären, immer erklärte er sich für zu schwach, als daß er bei der großen Lebensaufgabe, die ihn drückte, ihr Schutz und Berather geworden wäre.

Allein die Genien seiner eigenen Kinder waren es, die ihm die Feder in die Hand drückten und ihm zuflüsterten: Schildere der Welt das Glück der Elternliebe!

Die Wehmuth war seine Muse, als er den Müttern zurief: Nährt eure Kinder an den Quellen des Wachsthums und der Gesundheit, welche die Natur aus eurer eigenen Brust geleitet wissen will!

Die Wehmuth war seine Muse, als er Jeden, der ein Kind in die Welt gesetzt hatte, auch verantwortlich machte für dessen Bildung und Fortentwicklung.

Er stellt ein Modell auf, das er Emil nennt. Er läßt Emil erzogen werden auf die Gefahr hin, einst Alles zu verlieren und allein dazustehen im Leben, nur bezogen auf sich selbst, abhängig von sich selbst, ja in Kerker und Banden noch frei zu sein, sein eigener Herr und Meister.

Rousseau sah voraus, daß Europa nicht bleiben würde. was es damals war. Er verkündigte das Zeitalter der Revolutionen. Die Menschen dann vorzubereiten auf die Umwälzungen, sie im Sturm der zusammenbrechenden alten Bedingungen des Daseins, der Stände, ihrer Unterschiede, nichts sein und bleiben zu lassen als Menschen, fähig zu allem Guten und Großen, das war nach ihm das Ziel, das die Erziehung nicht ernst genug ins Auge fassen konnte. Er wollte Arme erziehen, um Könige zu werden, Könige erziehen, um mit Würde von ihren Thronen zu steigen.

Das Parlement von Paris verurtheilte den „Emil“ zur schimpflichsten Vernichtung durch Henkers Hand.

Der Verfasser entzog sich nur durch eine schleunige Flucht dem Schicksal, selbst verhaftet zu werden.

So hatte sich die Zeit überlebt, daß die Gesetze und die Anwalte ihres Buchstabens denselben Autor verfolgten, den Fürsten und Fürstinnen beschützten. Der Herzog von Luxembourg gab Wagen und Pferde für eine Flucht seines Nachbars, deren Nothwendigkeit Malesherbes in seiner Eigenschaft als Chef des obersten Gerichtshofs von Paris ihnen vorher angedeutet hatte.

Und das Opfer, das Rousseau den Manen seiner Kinder brachte, die er nie wieder sah, stieg mit wohlgefälligem Duft zur Vorsehung empor.

Seine tiefste, geheimste, bitterste Reue wurde das Evangelium einer neuen Erziehungsmethode sowohl für die Mütter, die ihre Kinder wieder selbst nährten, wie für die Väter und Erzieher, die damals mit einem durch Rousseau über ganz Europa sich verbreitenden Enthusiasmus ein Geschlecht der Erde zu geben gelobten, besser, stärker, als ihr eigenes war.

Therese blieb auf den Reisen nach der Schweiz, nach England und, als bessere Zeiten kamen, nach Frankreich zurück, Rousseau's Begleiterin. Am Abend seiner Tage gab er ihrem Bunde noch die Weihe der Kirche. Er war ihr den Dank schuldig, — daß Gewohnheit, Alter und

Mangel sie an ihn fesselten. Er lobt sie in seinen „Bekenntnissen.“ Er rühmt ihr Sorgfalt und Liebe nach. Sie hatte kein ganz verdorbenes Herz, aber ihre Empfindungsweise war roh und bedurfte der Regelung erst durch guten Rath. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Rousseau sie in den am Abend seines Lebens geschriebenen und hie und da schon verbreiteten „Bekenntnissen“ nur deßhalb rühmte, weil er fürchtete, von ihr verlassen und dann ganz einsam zu sterben. Wenn der Mensch dem Grabe sich nähert, denkt er mehr, als er davon spricht, an die Bereitung seines letzten Lagers.

Diese „Bekenntnisse“ existiren nur im Manuscripte, sie wurden von ihm Denen vorgelesen, die ihm in der Schweiz, in England, später noch einmal in Paris wohlwollten oder hinter Wohlwollen ihre Neugier versteckten. Therese war zugegen, wenn er las, sie hörte, was er Rühmendes von ihr geschrieben. Er rühmte sie, damit er sie ermunterte, des Ruhmes werth zu sein!

Armer Jean Jacques! Du kranktest an dir selbst! Die Umstände drängten dir Gedanken auf, die du annahmst und predigtest, während tausend Stimmen oft in dir das Gegentheil riefen!

So trotztest du wider dich selbst und zwangst dich, während deine Lippen Freiheitshymnen sangen, wie oft — dein eigener Tyrann zu sein!

Die Furcht vor der Inconsequenz zwang dir Consequenz ab und so mißtrauisch warst du gegen dich und die Welt, daß du selbst der sich Dir von selbst nähernden Stunde des Todes nicht trautest!

In der Schweiz, gehetzt, verfolgt von den Genfern und Franzosen, auf der Insel Biel, wo dir nur eine Hütte noch gehörte, die rings die Welle eines kleinen Sees bespülte, an dessen Ufern die Häscher lauerten, dort hättest du jenes Gift nehmen sollen, das du in der glücklichen Freistatt nahmst, die Dir Prinz Conti in Montmorency gewährt hatte!

Wie war dieser Selbstmord möglich? Doch wohl nur aus Furcht, aus selbstquälerischer Hypochondrie, aus Angst, so sterben zu sollen, wie man gemeiniglich stirbt. Rousseau tödtete sich selbst, um freier zu sein als sein Schicksal. Er wollte sterben — w o l l t e es, um nicht zu müssen.

Wie sich Rousseau in seinen letzten Lebenstagen oft nach der Liebe eines Kindes gesehnt hat, beweist seine Freude, als er einst in der Schweiz einem jungen Manne begegnete, in dessen Zügen er eine Aehnlichkeit mit seinen vor zwanzig Jahren ausgesetzten Kindern entdeckte.

Wie schmerzt es die Dichtung, zu erwiesene Wahrheit nicht entstellen zu dürfen!

Zu glücklich hätt' es uns gemacht, ausmalen zu dürfen, daß ein Jüngling schon lange die Fußtapfen des Greises

suchte, ihm folgte, sich ihm näherte, seine Dienste suchte, ihn führte, ihn stützte, ihn Vater nannte, nichts für sich zum Zeugniß gebend, als daß er in einem Findelhause gefunden war, Emil hieß und nichts von seinen Aeltern wußte — die Erfindung tritt beschämt zur Seite, verdrängt von der erwieseneren Thatsache, daß die Wittwe Rousseau's noch Michel Labrousse, den Dächerflüchtling, heirathete.

Wenn jener Jüngling in der Schweiz nicht Rousseau's echter Emil, sondern nur dessen Sühnengel war, so bescheidet sich die Erfindung mit der Versöhnung, die irdische Formen für Das nicht bedarf, was nichtsdestoweniger in einem unsichtbaren Reiche wirklich und bewiesen ist.

II.

Ein deutsches Dichterleben.

Das Leben unserer ältern Dichter verlief größtentheils sehr einfach.

Sie hatten meistens studirt, dann ein Amt angetreten und dichteten in ihren Mußestunden.

Wessen Genius höhere Flüge versuchte, der sah sich zeitig nach „Gönnern“, „Mäcenen“ um und fand sie im höhern Adel und Fürstenstande. Es wurde keinem unserer großen Geister verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte schrieb, Widmungen seiner Werke erließ und sich in den Besitz eines Amts, einer Pension in den üblichen Formen der unterthänigsten Devotion zu versetzen suchte. Die vielen Bittbriefe dieser Art, Briefe die von Klopstock an bis auf Jean Paul genugsam existiren, verdenkt diesen großen Namen jetzt Niemand. Im Gegentheil: sie rühren uns.

Mit der Gegenwart ist es anders.

Die Dichter des Tags theilen sich in zwei Klassen: in harmlose und anstößige.

Harmlos sind die Poeten, die in ihrer frühesten Entwicklung, in ihrem Naturell, in den Umständen ihrer all-

mähligen Ausbildung vor dem Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben.

Anstößig sind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh auf die Arena der Zeitkämpfe führte, die, denen sich ihr Dichten und Trachten mit den philosophischen, kirchlichen und politischen Debatten des Tags versetzte. Sie werden, wie jetzt der Geschmack ist, immer seltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgestellt.

Der Lebenslauf „harmloser“ Schriftsteller geht größtentheils noch immer mit der Gunst derjenigen Beförderung, die sie vor Mangel und Entbehrung schützt.

Schwieriger verwickelt sich dem Autor sein Dasein, wenn er an den sich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligt war. Er bleibt, wenn er zu einer Richtung gehört, die man von oben her verwirft, fast sein Lebenlang auf sich angewiesen. Aemter, Unterstützungen der Großen sind ihm verschlossen. Wachend über die Lauterkeit seiner Ueberzeugungen darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verständigung wagen. Er ist der moderne geistige Proletarier, den wohl einmal ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder aufs Neue bedacht sein muß, für seine fernern Hilfsquellen selbst zu sorgen und sich sein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unsere Zeit mit philosophischem Blick beurtheilt, wird in der Entstehung eines solchen subtilern Schrift-

stellerproletariats ein tieferes Moment unserer Entwicklung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüsse ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit.

Aehnliche Erscheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterschied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Parteien vorfandeu, die gleichberechtigt miteinander rangen, sich verdrängen konnten und selbst wenn sie unterlagen, von ihrer Partei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgestattet und von Denen, die mit ihnen gestritten hatten, schadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anstößige Literatur. Die Encyklopädistenschule gehört zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeschlagen hatte, hielten Thron und Altar, Alles was auf Bildung Anspruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern und Propheten. Diderot bewegte sich in der höchsten Gesellschaft, wurde von der Kaiserin von Rußland empfangen und beschenkt, Rousseau konnte sich vor Herzoginnen und Marquisinnen, die ihm mit Gewalt sein Leben auf seidenen Kissen betten wollten, nicht bergen.

Alles Das hat sich geändert.

Wie sehr ein liberaler Schriftsteller ein Paria der Gesellschaft ist, wie schwer es ihm wird, selbst bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie

sehr ihn sein Schicksal treibt, auf der Bahn eines solchen Wirkens und Schaffens, wie es hintennach die Kritik oder Literarhistorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweise ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verstorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oestreicher.

Ihn wie viele seiner Landsleute ergriff früh die Sehnsucht, mit dem Regen eines poetischen Dranges auch die Heimath aufzugeben und sich von der Kraft seiner Flügel nach den deutschen Gegenden versetzen zu lassen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolge winken. Es drängt die bald Enttäuschten meist nach Sachsen.

Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewisser katholischer, mittelalterlich gestimmter Sinn führte ihn zur Pflanzstätte der neuern Kunst und engverbunden mit seinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffassungsweise seiner Kunst bis zur höchsten Meisterschaft ausgebildet hat, versuchte sich Duller in der damaligen Modepoesie, der Nibelungenstrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künstlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'schen Romantisirung des Mittelalters.

Es ist nun eine gewöhnliche Erscheinung des modernen Literatenthums, in dem wir eine charakteristische Erscheinung der Zeit anerkannt beanspruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quasiberühmt-

heit haben kann, ja sogar bedeutende buchhändlerische Erfolge. Wer sich an irgend eine Schule, eine Parteiung, auch nur an eine Mode anschließt, findet Anerkennung und Anerkennung in jeder Beziehung. Die eigenthümliche Verfassung unsers Buchhandels macht es eben möglich, daß ein Verleger drei Jahre lang über das wahre Schicksal eines Verlagsartikels im Unklaren ist. Der junge Autor zieht davon Nutzen.

Eduard Duller schrieb Gedichte und Romane mit immer größerm Entgelt. An günstigen Recensionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte sogar eine eigene Zeitschrift begründen. Sein Lebensloos schien gesichert.

Bald aber stellte sich heraus, daß es auf dem poetischen Gebiete in Deutschland zweierlei Literatur gibt: eine für das Publikum und eine für die Literaten.

Es ist auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreise völlig verschiedene sind.

Es gibt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die selbst schreiben, gekannt und anerkannt wurden und Niemand liest sie, und andere, die Lebenslang von Denen, die schreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was sie unternehmen, interessirt das Publicum. Zeitschriften, die in jeder Nummer Angriffe bringen, die den Literaten von Fach amüsiren, werden vom Publikum übersehen, während Zeitschriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Lesewelt Freude machen.

Das Publikum ist der Literatur für Literaten geradezu abgeneigt; denn fast jede deutsche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines solchen eingebildeten Journalscribenten zur Schau, von dem man so viel Proben seines auf Nichts begründeten Besserwissens und des falschen Effects, der im gedruckten Buchstaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Voraussetzungen macht und sich gegen die Privatvergnügungen der Schriftsteller unter sich so viel wie möglich abschließt.

Eduard Duller hatte schon eine Familie begründet, als er zu der Erkenntniß kam, daß seine Gedichte und Romane nicht gelesen wurden.

Er hatte die achtbarsten Beweise von poetischer Anschauung gegeben, von lebendiger Phantasie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unreife auf Allem, was er schrieb.

Er dictirte in wildester Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was sich auf ein fleißiges Anschauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzschnitten begründen ließ, in Allem, was legenden- und sagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahrem menschlichen Interesse und sittlicher Fesselung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichen standen.

Da trat denn eine Krisis ein, die ihm vorschreiben mußte, sich vorläufig auf die Journalistik zu beschränken.

Die Lebensansprüche eines solchen deutschen Autors sind so gering!

Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindestens ein grüner Rasenplatz mit einem Hollunderbaum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, bescheiden einem Glase deutschen Gerstentranks zusprechen und von Krieg und Frieden auf politischem und literarischem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Lesezimmer, alle sechs Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwischen eine möglichst lebhafte Correspondenz mit Buchhändlern, Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Censur, auch wohl eine gekündigte Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Gequältwerden um Pässe und Heimathscheine — das ist so das Leben eines deutschen Schriftstellers im 19. Jahrhundert, der sich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und sich im Stillen nur tröstet, daß einst der Tod ihm doch wohl Friede und vielleicht ein Stückchen Unsterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußischen Lieutnant kennen gelernt, der einen großen Einfluß auf seine Richtung gewann.

Es war in Trier beim Besuche seiner Braut, wo er mit einem jungen, ernsten, poetisch angeregten Manne im blauen Rock mit rothem Kragen und dem silbernen Porte-épée am Degen bekannt wurde. Es war dies Friedrich von Sallet.

Noch war in diesem zu jung verstorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die speculativ grübelnde Verstandesmystik aufgegangen, die ihm später sein Laienevangelium eingab; Sallet versuchte sich in kleinen epischen, selbst scherzhaften Gedichten. Aber schon beförderte er Duller's Trennung von dem mittelalterlichen Bann, in dem dieser bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beguinen, Vehmbünden, Hexensabbathen und jener ganzen chronikalischen Welt des Mittelalters, in der sein älterer Freund Moritz von Schwind sich, damals im Badnerlande lebend, an dem sagenreichen „Mummelsee“ mit seinen weißen, glänzenden Mondscheinnixen, immer mehr befestigte.

Duller ging zu den neuen Anschauungen der Zeit über und ergriff mit einer ihm eigenen, mehr krankhaften als sichern Lebhaftigkeit die damals lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den Trierer Rock und den Deutschkatholicismus.

Sorge um seine Existenz trieb ihn vom theuern Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmstadt. Er arbeitete mit rastlosem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine

Zeitung, das „Vaterland“ genannt, bald für eine populäre „deutsche Geschichte“, die er zu veröffentlichen gedachte.

Letztere erschien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit vielen Holzschnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern seinen Söhnen am Weihnachtsabend zur Bescheerung aufstellt.

Das Mißgeschick des deutschen Schriftstellers ist aber auch dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er doch nur geringen Vortheil davon zieht. Duller hatte diese schon in vielen Auflagen erschienene Geschichte unter ungünstigen Bedingungen verkaufen müssen. Nun ruhte er nicht, diesen Erfolg einzuholen. Er befreite sich von Allem, was an ihm noch „belletristisch“ war. Er vereinfachte seinen bilderüberladenen Styl, er befleißigte sich populärer Natürlichkeit und schrieb Ergänzungen zu Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande, auch reiste er nach Wien, um Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu sammeln.

Doch diese ferneren Unternehmungen wollten wiederum nicht recht glücken und wieder stand ein rastloses, bescheidenes Streben an einer neuen Krisis. Ewig die Feder führen, Bogen auf Bogen füllen, wer erträgt das! Wer sehnt sich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, nur der gereifte, geläuterte Geschmack die Feder führt, nur das Gefeilte, Gelungene, vielfach Geprüfte in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unser Duller sah sich um,

ob Niemand ihm eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf sich angewiesen sein sollte, ob Niemand von Denen, die reich und mächtig sind, an ihm übersehen würden, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geschrieben!

In Darmstadt war manche Gelegenheit, seinen bescheidenen Ansprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gutmüthigen, freundlichen Mannes, der sich edel und rein seinen bürgerlichen Namen erhielt. Allein er ging mit den Deutschkatholiken! So verschloß sich ihm jeder Beistand, jedes Entgegenkommen.

So wurde Eduard Duller getrieben, sich nun ganz nur noch an seine nächsten Gesinnungsgenossen anzuschließen.

Er unterwarf sich einem Candidatenexamen und wurde deutschkatholischer Pfarrer.

Nirgends aber wollte man ihn bestätigen, in Darmstadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, in Wiesbaden ein Asyl. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, eine umfassendere deutsche Geschichte zu schreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werks sind erschienen.

Mitten in der Ausarbeitung dieses sogleich von zwei Concurrenzwerken (Pfaff .und Venedey) bedrohten und vorzugsweise nur von der Minorität seiner Gesinnungsgenossen unterstützten Werkes kam der ihn schon lange umkreisende Tod immer näher und näher.

Er starb wie ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts stirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen seines gerade im Drucke befindlichen Werkes auf der Decke seines Krankenlagers, mit dem letzten schmerzlichen Seufzer des zurücksinkenden Hauptes und zusammenbrechenden Körpers: Ich kann nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder so allgemeine und Alles in Allem zusammenfassende Verurtheilungen der neuen Literatur lest, wie deren genug geschrieben werden, so vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines solchen im Alter von 45 Jahren abscheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten" und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches in anderm Lichte aufgehen, als man es in den grellen Gaslaternen unserer Literarhistoriker angesteckt findet.

III.

Was sich der Buchladen erzählt.

Weihnachten war vorüber.

In dem Gewölbe eines Berliner Buchhändlers war endlich Ruhe eingetreten.

Die Struwwelpeter, die goldgeschnittene Lyrik, die Laienbreviere und Chrestomathieen waren verkauft und der Rest gewann jetzt Zeit, über sich selbst Betrachtungen anzustellen.

Neujahr stand vor der Thür. Die Remittenden rüsteten sich, Abschied zu nehmen von dem einjährigen traulichen Beisammenleben mit den gangbaren Artikeln und einer großen Anzahl bestäubter und vergilbter alter Ladenhüter. Da ist es kein Wunder, daß eines Abends, als die Thüren geschlossen, die Gaslampen erloschen waren, die Bücher vor innerster Anregung Sprache gewannen und natürlich Andersens Märchen die nächtliche Unterhaltung eröffneten.

Reden, Euch aussprechen, weinen, jubeln wollt ihr, sagte der illustrirte, schön gedruckte Klein-Quartband, und wer kann Euch daran hindern, seitdem ich von meinem Vater auf die Welt gesetzt bin! Ich habe ja zuerst alles Leblose mit Empfindung und Sprachwerkzeugen begabt.

Meine redenden Stopfnadeln und Laternenpfähle haben Aesop, Phädrus und Casti aus der Fabelwelt in den veralteten Stall der redenden Thiere gebannt. Lafontaine ist eine alte Base, eine alte Mère Oye gegen uns, die wir Fabel und Märchen verbunden haben und Alles reden ließen, die Blumen und die Sterne, die Bäume und die Winde, die Strumpfbänder, die Halskrägen, die Glasscherben, die Koffer und die alten Gummischuhe. Rede jetzt du altes Schreibepult mit eingeschlossenen Dichter-Manuscripten, rede, du leere Kasse, die alle Geheimnisse der Literatur kennt, redet ihr doppelten Strazzen, redet ihr Steh- und Hängelampen! Andersen gab Euch Redefreiheit, sprecht Euch in Eurer Wehmuth und Euren lyrischen Empfindungen aus und denkt, wie der Vater aller allegorischen Erzählungskunst, Marcus Menenius Agrippa, bei Shakespeare sagt . . . Wie heißt die Stelle?

Sogleich säuselte in der Nähe ein Stimmchen:

„Ich kann den Bauch ja lächeln lassen, denk' ich, so gut wie sprechen —“

Es war die Schlegel'sche Uebersetzung des großen Britten, ergänzt von Tieck, die diese gelehrte Anmerkung machte.

Bravo! riefen Andersens Märchen. Das geht ja schon prächtig! Folgt nur meinem Beispiele! Plappert und plaudert, wie Euch der Schnabel gewachsen ist!

Andersens Märchen brauchten diese Aufforderung nicht zweimal auszusprechen, als schon ein solches Durch-

einander von Redelust hörbar wurde, wie es die alten Mäuse und Ratten des Büchergewölbes nicht einmal am Tage von den Menschen hier vornommen hatten. Nicht bloß zu reden fing diese Bücherwelt an, sondern sogar sich zu bewegen, frei und lebendig, nicht automatenhaft, sondern tanzend und springend, wer leicht und behend, brummend und murrend, wer mit Bindfaden am Vollgenuß seiner Ungebundenheit gehindert war. Das dehnte sich, das sprengte seine Fesseln, das lief die Bücherleitern auf und ab und Andersens Märchen lachten und klatschten in die Hände und riefen:

Wenn die Ratten und Mäuse, die Motten und die Schaben nur nicht eifersüchtig werden und auf die Straße laufen und die Wächter, das Schutzamt oder den General Wrangel holen; oder haben wir keinen Belagerungszustand mehr?

Nein! rief eine kräftige und rhetorisch, ja dramatisch gebildete Stimme, nein, wir sind in unserm Rechte! Belagerungszustand hin, Wrangel her, wir dürfen mitsprechen. Das ist nicht nur die Maierrungenschaft der Poesie, sondern sogar eine Märzerrungenschaft der Politik!

Die Bücher lachten wie über einen Kalenderwitz. Die noch unverkauften komischen Kalender wandten sich auch ganz verdrießlich und wollten sehen, wer sich da erlaubte, in ihre Vorrechte zu greifen und über die Märzerrungenschaften zu sprechen.

Der Sprecher war ein dünnes, aber sehr langes und breites Büchlein, das man vom Rücken aus in seinem Titel nicht erkennen konnte. Denn die schönsten Titel tragen diese Herrschaften von Gold auf dem Rücken, wie die Menschen die Orden auf der Brust und nur ihre Zöpfe auf dem Rücken. Dies Büchlein hieß: Gans von Puttlitz: Was sich der Wald erzählt.

Kaum hatte dieses Buch seinen Witz gemacht und die Conversation gleichsam eröffnet, so hüpften eine Menge kleiner Miniaturausgaben desselben Werkes, mit Goldschnitt geziert, lustig herbei und gruppirten sich mit ihrem Bruder, der größeren Octavausgabe, zu einer behaglichen und wie von Regisseurshand geordneten Situation.

Die Octavausgabe von: Was sich der Wald erzählt, begann:

Wir sind in unserm Rechte! Seit Andersen die Weihnachtsbäumchen ihre Geschichte hat erzählen lassen, seit selbst der Ball und der Kreisel, die Häringsköpfe und die Nußschalen bei unserm Vater Sprache gewonnen haben, ist uns das Wort gegeben. Der Wald spricht, die Flur spricht! Nicht wie bei den alten Dichtern, der Menschengeist, angeheimelt von Wald und Flur. Das ist abgeleiert! Nein jetzt reden die Brennesseln, die Thymianpflanzen, die alten Eichenstrünke, die abgebrochenen Zweige, die Gärtnerscheeren, die Gießkannen, das Unkraut, die Maulwurfshügel, Alles durcheinan-

der hat Sprache und wenn Ihr Muße habt zuzuhören . . .

Zuzuhören? riefen hundert Stimmen durcheinander. Wir wollen nicht zuhören! Wir können selber sprechen! Wir sind dazu da, um uns hören zu lassen, nicht um selber zu hören. Die Menschen sollen uns hören, die Menschen sollen schweigen, die Menschen sollen uns . . .

Kaufen! warf eine Stimme dazwischen, die von einer Ecke am Fenster herüberkam. Es war ein Ton fast wie der des bekannten Müllerthiers. Man blickte hinüber auf das Pult des Buchhändlers. Der Sprecher, der diese trockene Anmerkung gemacht hatte, war der letzte Meßkatalog, der sich, um sein ruhiges Trotten von und zur Mühle der Industrie auszudrücken, gewöhnlich in das bekannte Graublau jenes Thieres kleidet, dessen Sprechen nur zu Bileams Zeiten auffallen konnte, während jetzt bei unsern Dichtern nicht nur die Esel, sondern sogar die Mehlsäcke sprechen dürfen.

Der Einfall des Meßkatalogs erzeugte soviel Heiterkeit, daß die kleinen Miniaturausgaben im Unisono für ihren Bruder in Octav Redefreiheit durchsetzten und es von allen Seiten zustimmend erscholl:

Was sich der Wald erzählt, hat das Wort!

Etwas empfindlich sagte nun der unterbrochene Sprecher:

Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich die doch

ausnehmend langen Ohren des graublauen Herrn, der eben vom Kaufen gesprochen hat, durch Hören zu sehr in Anspruch nehme. Ich wollte nur eine Theorie, eine Kunstansicht aussprechen, eine Idee durch Beispeile erörtern. Gibt es z. B. etwas Sinnigeres, als wenn Einer die Elegie eines absterbenden Baumes dichten wollte, in dessen oberem Gezweige sich die sogenannte Mistel festgesetzt hat? Der Baum ahnt zu sterben. Da kommt der Gärtner und schneidet nicht nur die Mistel, das tödtliche, klebrige Schlinggewächs aus den Zweigen heraus, sondern auch die schon halb vertrockneten Zweige, stutzt die Krone des Baumes und rettet ihn.

Rettet ihn! wiederholte ein Chor von Stimmen in sonderbarer Betonung. Es war wie auf Commando. Rettet ihn! Es klang wie das Hurrah! eines Bataillons. Man sah sich nach den gut einexercirten Stimmen um. Es war sämmtlicher Alexander Duncker'scher und Decker'scher Geheimer Oberhofbuchdruckerei-Verlag. Rettet ihn! wiederholten fünfzig politische Broschüren über die Märztage. Das ist die schönste Allegorie auf die rettenden Thaten, die sinnigste Verherrlichung des Ministeriums der Kraft, das uns durch den Gärtnerschnitt des neunten Novembers von der Mistel der Demokratie befreiet hat! So sprachen besonders die Rundschauen des Herrn von Gerlach und die politischen Reden des Herrn Professor Stahl.

Diese Einmischung der Politik in den Jubel des Buchladens war jedoch ein Mißton, der die Aussicht auf harmonische Uebereinstimmung bedenklich störte. Denn wenn auch keine republikanischen Schriften zugegen waren (hatte man doch mehrere erst kürzlich auf das Pult des Staatsanwaltes entfernt), so waren die vernünftigen Mittelparteien doch ziemlich stark vertreten und trotz der eifrigsten Unterstützung durch die Geibelschen Gedichte, durch Thekla von Gumpert, die Perle der Tage, durch Fräulein Amaranth, Scheerenbergs Waterloo und Ligny sogar, konnte Was sich der Wald erzählt nicht mehr durchdringen und das Mährlein von der Mistel und der Buche blieb trotz der Aussicht einer bei Puttlitz vorauszusetzenden feinen theatralischen Conversationsdarstellung unvorgetragen.

Es trat nun schon, wie vorauszusehen war, eine gewisse kühle kritische Stimmung im lebendiggewordenen Buchladen ein.

Der Wächter hatte zwölf gerufen. Der Mond schien gespenstisch durch ein oberes Luftloch der Fensterladen, die Mäuse regten sich schon wieder und wollten Aesop und Lafontaine in ihre alten Rechte einsetzen, eine Katze sang in der Ferne elegische Cantilenen, der Gaslampengeruch setzte sich schwer auf die Lungen der gelehrten Bücher, so daß einige in den untern Verließen asthmatisch zu keuchen anfingen. Auch der Staub war in Wolken

aufgestiegen vor all' der Beweglichkeit und seine Atomchen prickelten und bissen in die Augen der Bücher und wollten eben auch Leben gewinnen, wie ja durch die neueste Poesie Alles lebt und webt und auch der Staub satyrisch werden durfte. Besonders wollten die kleinen, fast unsichtbaren Dämchen, die Staubatome, auf die eleganten Bücher zu, die in Goldschnitt gebundenen. Aber die fächerten und wedelten und pusteten und verbaten sich die Zumuthung, als wenn auch ihnen das allgemeine Schicksal der Bücherwelt drohen könnte. In diesen mannichfachen ärgerlichen Reibungen, wo die einen Bücher stolz und kalt an einander vorüber promenirten und die Modewerke die andern Ladenhüter kaum eines Blickes würdigten, schlug die Ladenuhr Eins und die Wirkung dieses nachdrucksvollen Eins war eigenthümlich. Aus einem entfernten Winkel sprach eine angenehme, aber ernste Stimme:

Den Musen sei Dank! Der Uebermuth der Zwölf-Auflagen-Bücher wird sich legen und mit dem Glockenschlag Eins soll nun auch einmal die Remittende zu Wort kommen!

Diese Worte, so einfach sie klangen, machten Aufsehen. Die stolzen Modebücher sahen sich verächtlich um. Es war dies die Stimme eines einfach brochirten Trauerspiels in fünf Aufzügen gewesen, das so unglücklich war, in der Provinz verlegt worden zu sein und hier gerade so naiv stand, wie es gekommen war,

ungelesen, „unbeschmutzt“, nicht einmal an der Seite aufgeschnitten.

Das Trauerspiel trat hervor und wuchs, als stünde es auf dem Cothurn. Der unheimliche, gewaltige Ton dieser tragischen Brochüre, mit der sie jetzt ihren Namen ankündigte, schlug den durch einander geplapperten einaktigen Conversationsdialog nieder und fast erschreckt sprangen alle kleinen Miniaturausgaben, alle neuesten Classiker, alle Märchenerzähler, alle illustrirten Kinderschriftsteller, alle „Perlen der Tage“ hinter die schützenden Fensterscheiben des eleganten Schrankes, in dem sie vorzugsweise thronen durften.

Das unverkaufte, am zweiten Januar zu seinem Verleger zurückwandernde Trauerspiel sprach markerschütternd folgende Rede:

Ja, es ist wahr, ihr bunten Springerchen, ihr Wasserphalänen, ihr Paradiesvögel mit bunten Federn ohne Beine, es ist wahr, daß jetzt Alles redet, nur der Mensch nicht mehr! Die Thatsachen sogar, die Begebenheiten der Geschichte sind ja stumm geworden oder sprechen zu leise für die Ohren der Staatenlenker. Aber die Weihnachtsbäumchen reden, die Thymianpflanzen, die Laternenpfähle und Häringsköpfe! Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß ein Laternenpfahl, richtig verstanden, eine bedeutsame, welthistorische Sprache spricht, ebenso wie ein Häringskopf; aber sogar die metallenen Zungen, die nach Meister

Shakspeare die Tuba und Drommete im Munde hat, die reden Euch ja nicht einmal mehr von Krieg und Frieden, Völkerschlachten und Völkergerichten ... Ihr laßt eine Drommete reden. Wovon? Ein Mährchen! Die Drommete in der jetzigen Poesie weint über ihre Buckel und Beulen oder sie jubelt über Kirchweihländler, die sie zu Euren Dorfidyllen zu schmettern hat, oder sie bläst Euch eine Geschichte vom Grab und von der Hochzeit und von der Kindtaufe! Weichliches Geschlecht! Kindischer, läppischer Geschmack dieser Tage! Ist das noch die deutsche Literatur in ihrer alten Größe und Würde? Ist das noch die Literatur der Gedanken, der Anschauungen, der nach Bewährung ringenden Lebensformen? Das Uebel fängt jetzt so an: Ich habe sie hier gesehen, die Käufer, die in diesen Festtagen kamen, ich habe sie beobachtet von meinem einsamen Verstecke aus. Da kamen erstens die Frauen und suchten für ihre Kinder die ganze Struwwelpeterei unsrer neuesten pädagogischen Literatur! Je dümmer, je lieber; je läppischer, desto mehr jubelte ihr gerührtes Herz. Wo ist die Zeit hin, wo man den Kindern Hermann und Thusnelde, Rom und Griechenland, Klänge des Bardenhains schenkte? Die reactionäre Exaltation, sah ich, kaufte den idealisirten preußischen Zopf mit dem tausend Ellen langen Bande nicht endender bornirtpatriotischer Reminiscenzen, die Weichlicheren wollten nur Christbäumchen, nur Lichterchen und Lämmerchen, Legenden und die

pimpelnde Romantik dieser Tage, mit der sich auch unsre Maler mehr wie billig versündigen; die Masse endlich kaufte das absolut Dumme: den Tolpatsch, den Hopp-Hopp, das kleine Petermännchen! Schöne Generation, die da heranwächst! Die, die hier etwas kaufen können, sind die Besitzenden. Wie vermieden sie Alles, was nur irgend mit dem Ernste der Zeit zusammenhängt! Wie reif machen sie ihre Kinder, einst in jener furchtsamen Patent-Literatur da in dem Glasschranke ihre Ideale zu finden! Glatte, charakterlose Lyriker, prahlt da nicht mit Euren Auflagen! Ihr Volksgeschichtler, bildet Euch nicht ein, daß der Kenner Eure Manierirtheit und Poesiehascherei nicht durchschaue, die Wahrheit Eurer Berichte nicht längst bezweifeln mußte und Euren Darstellungen längst das Kreuz des besseren Geschmacks geschlagen hat! Ihr schriftstellernden Weiber, warum liest man Eure Romane? Weil die, die Zeit zum Lesen haben, sich vor der Weltanschauung der Männer fürchten und nicht den Muth haben, einem denkenden Autor ins Auge zu blicken! Ihr Salonromantiker, die ihr eine einzige Situation zu einer Novelle auspinselt, die in bunten Farben wie ein Kaleidoscop schimmert, und nichts ausdrückt, als ein gelecktes Bildchen, eine mit Millionen Pinselstrichen aufgestutzte Studie! Thränen malt ihr und reicht sie im Salon umher, daß man die Emaille daran bewundert! Die Blume und ihren Duft schildert ihr, aber so überschwänglich, bis jenes

Patschouli zu Stande kommt, das doch allein nur die Nasen Eurer Gönnerinnen kitzeln kann! O über diese Fülle von Poesiesucht und eingebildetem Werthe! Eine Kritik ist nicht mehr da. Der Buchbinder ist die Kritik von heute. Der Buchbinder kritisirt durch das, was er in größerer Eleganz einbindet. Der Holzschneider kritisirt durch das, was er illustrirt. Zuweilen trifft diese Auszeichnung noch das Verdiente. Noch öfters kommt aber das Unverdiente schon mit der Gunst des Buchbinders und Holzschneiders zur Welt. Elende Gedichte bieten sich gleich in erster Auflage schon geputzt in Eurem Glasschrank dem Käufer dar! Lenau, Platen, Heine, werft doch diese frechen Dirnen hinaus, die sich dort unter Euch aufstellen lassen, weil ihr Kuppler, der Verleger, sagt: Das Publikum ist dumm, es kauft, was schön aussieht; Ihr seid häßlich, ich mach' Euch aber schön! O dies ganze Geflunker! Diese Süchtelei! Dies Idealhaschen! Der Wald erzählt! Die Märchenwelt spricht! Tannenbäumchen redet, Christkindchen säuselt, Vögelstimmchen wispert — was schwatzt und zwitschert da nicht alles durcheinander, gedankenlos Ueberliefertes verwässernd, alte bewährte Einheitsstimmungen an Rollen vertheilend und reproductiv das Längstvorhandene neu in Scene setzend! Ein neuer großer Gedanke ist noch nicht in Euren Glasschrank seit zehn Jahren gekommen: es sind die alten bekannten Thatsachen, von Nachahmern breitgetreten! Die Kritik hat Euch diesen Glasschrank nicht ge-

schenkt. Die Kritik ist in die Dienste der Zeitungsbedürfnisse und der Politik gegangen und schweigt leider überall in Deutschland, während Wien und Berlin sich mühen, einer scheinbar neuen poetischen Auffassung durch Schleichwege den Durchbruch zu bahnen. Aber es ist die verwerflichste, die einseitigste! In Wien soll ganz die geharnischte Kraft, in Berlin ganz die zerflossene Milde herrschen! Von Wien aus wollen sie nur die Titanen mit Simsonskeulen, von Berlin aus nur die Kinder mit goldenen Engelsflügelchen! Und die kleinen Däumchen kommen mit ihren Siebenmeilenstiefeln noch weiter als die ungeschlachten Schlagadodros. Während diese letzteren aus Ueberreiz oder angeborner Ohnmacht in einem todesähnlichen Starrkrampf versunken liegen, umknixt und angebetet von einer Coterie, die Jedem, der sich dem Allerheiligsten nähert, in den Feuilletons der Wiener Zeitungen zuruft: Fort! Hier schlummert die Poesie der Zukunft! ... haben jene mit allen ihren Däumlingsbrüdern bereits die Gegenwart, besonders die weibliche, gewonnen und ein Genebel, ein Gefasel und Gesüßel in Geschmacksachen erzeugt, das die geringe Empfänglichkeit, die sich noch für die schöne Literatur findet, vollends entnervend umspinnt und das kleine Capital, das sich noch von Theilnahme und leidlichem Schwung vorfindet, dem Manierirten und dem Ausgeknöchelten überantwortet. Die Arabeske hat den Sieg über die kräftige Zeichnung davon getragen, das

Dämmergefühl über die klare Empfindung, der Mond über die Sonne, das Ach! und das O! der naiven Unzurechnungsfähigkeit über den ernsten, strengen Gedanken, der Neues schafft und sollt' er diese Zeitgenossen auch mehr ärgern, als sie in ihrer Weichlichkeit befriedigen und zu dem Entzücken hinreißen, sich in seiner Schwäche nur selbst abgeschildert wieder zu finden.

So sprach das unbeachtete Trauerspiel.

Die Remittenden klatschten natürlich Beifall. Auch murmelten Antheil einige unparteiische Neutrale von dem Brete her, wo die gesammelten Werke von Schiller, Goethe, Jean Paul, letzterer bestäubt genug, aufgereiht standen. Aber was half das gegen den Uebermuth im Glasschranke! Da machte man Einwendungen, spöttelte, witzelte, sang Lieder auf seine Unsterblichkeit, walzte dabei und lud, von oben sich herabbeugend, spöttisch die armen Remittenden zu Gaste und zu einem Balle bei sich ein.

Die Remittenden sagten aber, ihnen wäre nicht ballmäßig zu Muthe. Ja einige handfeste wissenschaftliche Werke streiften die Arme auf und schienen nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß es ihnen zum Abschied von diesem Laden, wo sie ein Jahr lang unbeachtet hätten stehen müssen, auf einen Faust- und Boxkampf nicht ankäme.

Darüber erschraken die eleganten Herrschaften oben mächtig und flüchteten sich in ihren Glasschrank zurück

mit Sehnsucht auf den Anbruch des Morgens, der sie von diesen gefährlichen Drohungen befreien sollte. Die Remittenden nutzten aber den Augenblick. Ihr Zorn war zu aufgeregt, der Unmuth zu herausgefordert. Sie thürmten sich immer höher zu dem eleganten Glasschrank empor und fast hätte es ein Unglück gegeben, wenn nicht plötzlich aus dem Gewühl der Tageslieblinge der deutschen Nation ein stämmiges Wesen mit breiten Schultern hervorgesprungen wäre und in einem rauhen Schweizerdialekt gerufen hätte:

Behüt! Wer rebellirt do? Wer wagt hier eppes gegen uns Lieblinge des tütschen Volkes? Kennt ihr mich nicht? Zittert! Ich bin die Käserei in der Vehfreude!

Und kaum hatte die breitschultrige Person diese Herausforderung ausgesprochen, als auch schon Uli, der Knecht, mit einer langen Peitsche, Uli der Pächter, mit einem Gurtmesser und eine Menge andrer gefährlicher Bauern und beliebter Kothsassen herbeisprang, um die Käserei in der Vehfreude zu unterstützen.

Diese stand da wie eine Majestät des Buttertroges. In der einen Hand den Milchstampfer, in der andern eine Menge in der Eile ihr gleichfalls zugeflogener Kritiken und Kunsturtheile, die alle für die Herrlichkeit dieser Werke dem deutschen Volke ihren Geschmack verpfändet hatten. Es roch dabei so nach Butter, so nach Eiern, Käse, Kuhmist, daß man nicht mehr in einem Buchladen, nicht auf

der Vorhalle des Parnasses, sondern auf einer duftenden Holländerei oder in einem Käsekeller zu sein glaubte. Und Julian Schmidt's Geschichte der Romantik trat hervor und bewies als Herold in bunter, vielfarbig zusammengeklebter Tracht, daß die deutsche Literatur allerdings durch die Holländerei und diesen Käsekeller hindurch müsse, um zur Classicität zurückzukehren.

Dann aber änderte sich die Scene. Sei es nun, daß sich die Schweizer Bauernbursche zu keck hervorgewagt oder auch die neuen Landsknechte und Commisvoyageurs F. W. Hackländers, die sich der modernen Volkspoesie anschlossen, beim Rauchen ihrer Cigarren und Erzählen ihrer Schnurren das Gleichgewicht verloren; die Geschichte der Romantik prallte zurück und die Käserei erhielt einen solchen Fußtritt von unten her, daß das ganze Glasgehäuse der auserwählten Tageslieblinge eine Erschütterung spürte und in Zittern und Zagen gerieth.

Der Fußtritt kam von einem Manne her, der sich aus dem untersten, bestäubtesten Repositorium erhoben hatte, die Bindfäden, die ihn zusammengepreßt hatten, auseinanderriß und zornfunkelnd in dem erschreckten Buchladen mit aufgerissenen Augen da stand. Dieser Herr sah entsetzlich veraltet aus. Er hatte eine Jagdkappe à la Münchhausen auf, lederne Hosen an und einen zeisiggrünen Leibrock mit langen endlosen Schößen. Die Weste war geblümt, eine Halskrause, zierlich gefältelt, saß auf der Brust, das

Halstuch war lose umgeschlungen, das Haar endete in einem Zopf und aus den Rockschößen hing eine Meerschaumpfeife hervor mit langen Troddeln. Der alte Herr schnitt die grimmigsten Gesichter und bediente sich für das Folgende und Alles, was er hervorbrachte, des edelsten, reinsten, hochmeißnerischen Dialektes.

Ihr Bauernlümmel! sagte er. Kennt ihr mich nicht? Ich heiße: Meißners Skizzen und bin meine hier vergessene fünfte Auflage, gedruckt anno 1796!

Die Bücher sahen sich verdutzt an, Niemand wußte in dem eleganten Schranke etwas von Meißners Skizzen. Diese fuhren fort:

August Gottlieb Meißner aus Bautzen in der Oberlausitz, Kurfürstlicher Hofrath, wie auch Professor der schönen Künste an der Universität zu Prag!

Alles schwieg. Die Remittenden fingen zuerst über den ergrimmten Mann ein wenig zu lächeln an. Der alte Herr in seinem Zopf sah gar zu possierlich aus, ließ sich aber nicht stören.

Neben Herrn Schiller und Herrn Goethe, kreischte er, erlebte ich Auflage über Auflage. Ich verwässerte die Geschichte, wie Einer! Ich romantisirte das Alterthum, wie Einer! Ich war der Liebling meiner Nation! Wieland, ich und Kotzebue, wir beherrschten unsre Zeit mehr, als der Herr Professor Schiller und der Herr Doktor und Geheimbde Rath Goethe! Habt ihr Meißner gelesen?

Meißner aus Bautzen! Meißners Alcibiades, Meißners Bianca Capello! Meißners Skizzen! Meißners ....

Hier erstickte der Zorn die Stimme des alten Herrn und ein tiefer Unkenruf ließ sich hören, der von Fouqué's Undine kam. Ein schmerzliches Miauen kam auch von Hoffmanns Kater Murr und alle andern vergessenen Modeschriftsteller seufzten, daß das Beistimmen zum Erbarmen war. Auch Jean Paul, der der bestäubteste war und eine Ahnung von Dem hatte, was sogleich zum Schlusse dieser Buchladenunterhaltung Professor Gervinus sprechen wird, seufzte und sagte:

Meißner, beruhigen Sie sich! Bester! Sie sind ein Esel! Ihre Zeit kommt nicht wieder! Meißner, gehen Sie zu Bett! Schlafen Sie aus! Schlafen Sie, Kurfürstlicher Hofrath bis zum jüngsten und bis zum Auferstehungstage!

Jean Paul hatte wenigstens Humor und Humor ist Salz und Salz erhält, Salz sichert vor gänzlichem Untergang. Die andern alten Modeschriftsteller aber weinten und der Skizzen-Meißner legte sich wieder in sein Makulaturparterre voll Wehmuth und so bittersten Kummers, daß in dem eleganten Glasschranke die Bücher eine große Angst überfiel und auch da schon, in gewissem Vorahnen, mancherlei Heulen und Zähnklappen vernehmbar wurde.

Gervinus aber, der Fünfbändige, sprach folgende Worte:

Zu allen Zeiten, lieben Freunde, hat in der deutschen Literatur die Manier momentan über die wahre Kunst und die wahre literar-historische Entwicklung den Sieg davongetragen. Das originell Scheinende macht anfangs immer Glück. Bald aber ermüdet das Publikum, dem man mit Manierirtheit nicht dauernd imponiren kann. Goethe und Mancher mit ihm stand einsam. Goethes Schriften wurden allezeit nur von Wenigen gelesen, während Musäus, Wieland, Meißner, Kotzebue die glänzendsten Erfolge erndteten. Besonders liefen Wien und Berlin immer nur der Mode, dem Manierirten und Gemachten nach und sträubten sich am hartnäckigsten gegen Alles, was nicht für ihren künstlichen Horizont berechnet war. Nur das erhält sich was ohne aparten Beigeschmack ist. Die Einfachheit, ja Nüchternheit Goethes und Lessings wird über alle Ueberschwänglichkeiten der alten Romantik und nun gar erst über die Nachgeburten der neuen den Sieg behalten.

Darauf wurde es still.

Die aufgeregten Leidenschaften schwiegen. Die Bücher begaben sich zur Ruhe. Am Morgen wußte die Magd, die den Laden kehrte, nicht, wo all der Staub herkam. Sie mußte dreimal mehr Wasser verspritzen, als sonst, um diese Spuren einer Andersen'schen Mährchennacht zu beseitigen. Die Commis kamen und machten Fakturen und Rechnungsabschlüsse. Der Principal wunderte sich,

daß der Meßkatalog nicht an der Stelle lag, wo er ihn Abends hingelegt hatte. Es war ihm immer das verdrießlichste Buch, weil das Einzige, das jeder Buchhändler sich kaufen muß, ohne es anders als gratis absetzen zu können. Doch blätterte er lange darin. Einer seiner besten Kunden hatte nämlich jenes Trauerspiel bestellt, das sich in der Nacht so nachdrucksvoll ausgesprochen hatte. Er kannte es gar nicht, zweifelte, ob er es besaß. Es währte lange, bis man es mit Hülfe der Commis und Lehrlinge fand. Endlich wurde es entdeckt, einballirt und zu jenem Kunden geschickt, der es vor dem Schicksal der Remittenden bewahrte.

Daß es jener Kunde mit Entzücken las, es einem berühmten Künstler zur Darstellung empfahl und ihn bestimmte, es nächstens dem Publikum vorzuführen, dem es noch gewaltiger reden wird, als es zu den von Buchbinderhand glänzend gefaßten Modebüchern des Tages sprach, gehört nicht mehr in unser Mährchen. Wir wollten, da jetzt Alles spricht, nur berichten, was in jener Nacht vor Neujahr sich auch einmal „der Buchladen erzählt“ hat.

IV.

Wirren der Zeit.

Die geistige Bewegung.

Zu allen Zeiten gab es in der Geschichte neben den großen Begebenheiten des Zufalls und den Bestrebungen des persönlichen Ehrgeizes noch eine große Strömung der Gemüther, die neben den geschichtlichen Thatsachen den Epochen ihren wahren Ausdruck verlieh.

Unabhängig von der Politik, regelte diese Strömung die Politik.

Von Moses an, der ein Gesetzgeber für Zustände war, die sich factisch fast von selber machten, von allen den mythischen Namen an, die nur als Gesetz zusammenfaßten, was sich durch die Sitte inzwischen als nothwendig gebildet hatte, bis zur neuesten Zeit, immer gab es neben den großen Thaten und Ereignissen, die von Personen oder dem Zusammenstoße der Völker herrührten, geistige Strömungen des Universalgeistes der Menschheit.

Wenn man sagen wollte, daß jede Periode der Geschichte ihren Zeitgeist hatte, so würde dies Wort noch nicht vollkommen ausreichen. Der Zeitgeist ist sehr oft nur ein Schleppenträger der großen Begebenheiten ge-

wesen. Wenn Goethe den Geist der Zeiten „der Herren eigenen Geist, der in den Zeiten sich bespiegelt“, nannte, so weiß man, daß an diesem wie an ähnlichen Sprüchen sich nur eine unverbesserliche Kaste des geistigen Hochmuths erfreut, deren Reihe von Tag zu Tag sich in Deutschland lichtet; aber daß der Zeitgeist der Mode huldigt, daß er nach der Sonne des Glücks, nach der Kraft der Erfolge geht, werden wir durch die tägliche Erfahrung belehrt. Dem Zeitgeiste sind die größten Märtyrer geopfert worden, der Zeitgeist war in Irrthümern befangen, die späterer Erkenntniß weichen mußten; man gedenke nur der Begriffe, die das Mittelalter als sich von selbst verstehend hinnahm und selbst in Sachen der willkürlichen Gewalt und des Blutes in der Ordnung fand. Der Zeitgeist brachte Vieles mit sich, was die vorhin angedeutete große Geistesströmung verwerfen mußte. Diese Geistesströmung ist vielleicht noch etwas Höheres, als was Tacitus im Gegensatze zur leidenschaftlichen Willkür und zum täglichen Rechtsbruche seiner Zeit „Säculum“, das Jahrhundert, nannte. Sein Säculum opferte mit voller Zustimmung der „öffentlichen Meinung“ die ersten christlichen Märtyrer, während doch das Christenthum oder, was fast gleichbedeutend, die damalige, fast möchte man sagen pietistische Anklammerung an das Heidenthum eben die tiefe, geheime, immer mächtiger umsichgreifende Geistesströmung seiner Zeit wurde.

In den Zeiten der Reformation unterscheidet man ganz besonders deutlich die doppelte Strömung der Geschichte. Die eine ganz auf die Aussenseite gerichtet und ganz dem Zeitgeiste angehörend; die war die kirchliche Reformation selbst. Die tiefere, geheimere aber die Wiedererweckung des Alterthums und die Sehnsucht nach Kunst und Natur.

Die Reformation war schon eine historische Trübung. Leidenschaften und Einseitigkeiten aller Art gingen in ihrem Gefolge. Die große gemeinsame geistige Bewegung jener Zeit aber und das eigentliche Förderniß der Reformation war jener religiöse Indifferentismus, jene antike Lebenssehnsucht, jener sinnliche Schönheitsdrang, dessen großartigster Ausdruck gerade in den Häuptern der alten Welt, die man stürzen wollte, in den Päpsten jener Zeit, selber lag. Italien, wo Pietro Bembo von den Pergamenten der Klöster die Gebete löschte, daß unter dem Ave und Confiteor Lucrez, Virgil und Ovid erstanden; Italien, wo Rafael malte, Tasso dichtete, feine Lebenssitte von den Höfen mildernd auf die Sitten des Volkes überging, Italien war die Sehnsucht der Zeit. Antike Erinnerung und philosophischer Drang zur Erkenntniß der allgemeinen Menschennatur und der Denkgesetze wurde damals jenes Dritte, in dem sich zwei Gegensätze wenn nicht vereinten, doch abmilderten; jenes Dritte, das sicher die Geschichte unseres Erdtheils vor einem großen Umwege zu dem

Ziele, das sie dennoch erreichen wird, behütet haben würde, wenn nicht Ignaz Loyola damals die römische Kirche von einem ihr so gefährlichen Indifferentismus gerettet hätte.

Im Zeitalter der Revolution ging es nicht anders. Die Heere der Verbündeten, die mit dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig nach Frankreich kamen, waren selbst von einem Geiste beherrscht, der erst sämmtlicher nationaler Demüthigungen, die Napoleon später über die Völker verhängte, bedurfte, um von der Bewunderung des französischen Aufschwungs zur Besinnung zu kommen. Auch hier gab es ein gemeinsames Drittes, eine Strömung der Geschichte, die Alles mitfortraffte, eine Zeit lang wohl einen scheinbaren Widerspruch im Interesse Einzelner ordnungsmäßig herstellte, aber nach kurzer Zeit die Siegenden selbst besiegte und die Befehlenden selbst gehorchen ließ.

Es früge sich nun, was wohl in diesem Augenblicke durch alle Lande als ein Gemeinsames geht und über der so künstlichen und mißlichen Gestaltung der ersichtlichen Thatbestände als wahrer Ausdruck unserer Epoche genommen werden kann?

Legt man sein Ohr an die Erde und wollte horchen, wo der alte Maulwurf des Weltgeistes sein Schwöre! ruft, man wird etwas lange irre geführt werden, bis man ihn dicht unter sich fühlt.

Man wird bald bei schon moosbedeckten Trümmern

kaum angefangener Neubauten stehen, bald im Kriegslager unter jubelnden Soldaten, bald in Wahlstuben, wo man Den wählt, dessen Wahl dem herrschenden Augenblick entspricht; bald bei Kathedern, wo eine stoffgläubige Jugend „nachzuschreiben sich befleißt, als dictir' ihr der heilige Geist“; bald in Versammlungen, wo man für die protestantische Kirche die Privatbeichte verlangt; bald auf staubigen Landstraßen, wo entzückte Hörer jesuitischen Wanderpredigern folgen; bald in den Räumen der großen Industrieausstellung, wo unter Blumen und Springbrunnen die Erzeugnisse mühevollen Fleißes fernster Zonen sich begegnen; bald auf jenem Dampfboot, das den elektrischen Draht in die Tiefen des Weltmeers auswirft; . . . tausend auffallende Erscheinungen unsers großen Culturlebens . . . und wo ist ihre Deutung, welches ihr Ziel, welches ihr geheimer innerster Zusammenhang?

Ich will die Meinung Derer nicht bestreiten, die von Monarchie oder Republik, von Kirche und Glauben, von Besinnung nach langem Schwindel, von Rückkehr zur Ordnung, von der Herrschaft der materiellen Interessen, vom Wohl der arbeitenden Klassen, von Frieden oder Krieg, von Barbarei oder Cultur, von Hereinbrechen gewaltsamer Katastrophen, von der Möglichkeit verbrecherischer Geltendmachung internationaler Leidenschaften und einer Wiederanknüpfung unserer Tage an die verlorene Schlacht von Waterloo denken.

Aber wäre es widersinnig, wenn man das geistige Band aller vereinzelten Thatsachen, die der Augenblick darbietet, darin fände, daß die wahre Bewegung unserer Epoche die Disciplin des Massengeistes ist?

Die Geschichte hat ihre Heroenzeit gehabt, den Glanz- und die Schrecken derselben; die Heroenzeit wird (gegen Thomas Carlyle's Vergötterung der Menschengötter) nicht sobald wiederkehren.

Die Herrschaft des Massengeistes bezeichnet die neuere Geschichte. Wir haben bis jetzt nur die Schrecken des Massengeistes gehabt, die groben Schrecken schon seit den Bauernkriegen und der Reformation, die subtileren bis in die neuesten Tage; denn schreckhaft ist der Massengeist, wenn die Masse in sich wie Schiefer sogleich zerbröckelt, Ehrgeiz den Untersten treibt, sich wo möglich oben geltend zu machen und, kaum sich fühlend, schon vor dem Nebenmann sich auszuzeichnen. Der undisciplinirte Massengeist ist das Chaos und eine Schule der Anti-Isolirung scheint mir die Richtung dieser Tage.

Dieser Disciplin des Massengeistes dient was ihr gebieten will. Ihr nützt, wer sich ihr zu schaden einbildet. Die Berufung auf die Kriegsheere und die Berufung auf sieben Millionen fünfmalhunderttausend Stimmen haben im großen Rath der Weltgeschichte den gleichen Sinn. Die Geschichte muß lernen mit großen Zahlen rechnen.

Die Menschen, zurückgeführt auf die Natur, das Gegebene, das sie selbst Bindende, werden die Kraft der Uebereinstimmung kennen lernen, die sie bis jetzt an den Concentrirungen des Dampfes ohne Nutzen für sich selbst betrachtet zu haben scheinen. Es würde zu weit führen, für die Symptome dieser Zeitrichtung alle Beweise anzuführen und nur noch den jetzt so außerordentlich betriebsamen Herren und Frauen von der „innern Mission“ möchten wir in Betreff Deutschlands zu erkennen geben, daß alle ihre Mühe etwas Anderes hervorbringen wird, als sie zunächst bezwecken.

Sie werden keine unduldsame Form des Christenthums, kein Phantom einer unmöglichen sichtbaren Kirche, keine „Zucht“ der Gefangennahme seiner gesunden Vernunft befördern, sondern nur anbahnen, mithelfen den Organisationstrieb des Gemeinwirkens und die, wie es scheint, welthistorisch zu werden bestimmte Kunst der — Unterordnung.

Ueber innere Mission.

Es wäre sehr betrübend, wenn wir das Heil der Welt von der Seite her erwarten sollten, wo wir in diesem Augenblicke den Markt am belebtesten, die Erörterung über die Zeit am lärmendsten geführt hören. Der Weltgeist geht seine eignen Bahnen. Er steht, ein müßiger Zuhörer, da nicht still, wo wir unsre Tribünen, unsre Gaukelbuden, ja nicht einmal da, wo wir unsre Gerichtsschranken aufgeschlagen haben. Er wohnt im Walde wie ein Einsiedler oder schläft in einer Felsenspalte, wie jene greisen deutschen Könige, die auf ihre endliche Wiederkehr aus dem Kyffhäuser oder dem Untersberge in der That ein wenig gar zu lange warten lassen. Es wäre sehr entmuthigend, wenn wir den Weltgeist und seine großen schöpferischen Gedanken von Paris, von Rom oder St. Petersburg aus erharren und erhoffen sollten.

Der Philosoph des Universums ist der Politiker der Dachkammer. Er beobachtet die Gestirne, hört das Rauschen der Winde, das Toben der Elemente; eine knarrende Wetterfahne ist seine Börse; Sternschnuppen sind seine telegraphischen Depeschen. Er liest den wahren Nostra-

damus aller geheimen Politik, die Geschichte, die ächten, unverfälschten Jahrbücher der Klio, vergleicht und erläutert sie sich durch die Geschichte der Religionen und der Philosophieen, und sein Ohr hört in der kleinen Dachkammer, sein Auge sieht beim Schimmer der Lampe mehr vom Weltgeist, als man in den Spalten einer Zeitung oder im Portefeuille eines Ministers ahnt.

Perikles war so ein Metternich des Alterthums, der die Geschichte nur nach der Börse und den telegraphischen Depeschen beurtheilte, während Sokrates, Plato, Euripides in ihren Dachkämmerchen saßen und Ahnungen vom Christenthum hatten. So mit der Reformation, der Revolution. Die kleinen Feldwege, die der Weltgeist liebt, besonders über Sümpfe hinweg, wo die Irrlichter der Träume und Irrthümer als Avantgarde der Wahrheit tanzen, diese Nebenwege sahen wir in der neuesten Zeit in Fülle. Was ist nicht Alles überraschend, völlig unerwartet gekommen! Wieviel Erscheinungen im sittlichen Völkerleben und im Gedankenleben tauchten anfangs gering und fast versteckt auf und nach wenig Jahren wurden die kleinen Saatspitzen Stämme und Wälder. Ein solcher etwas dunkler und unheimlicher Wald ist z. B. der Communismus gewesen, von dem man vor fünfzehn Jahren wie von einer kleinen Curiosität sprach und der sich später als ein so gefährlicher Hebel der Ereignisse erwies, als ein Geheimniß, das plötzlich Alle kannten, eine Anekdote, die plötzlich Geschichte geworden.

So scheint es jetzt fast mit der innern Mission zu sein. Es wächst unter diesem Namen etwas unter uns auf, was sich noch bescheiden wie ein Veilchen am Bache gibt, mit Macht es aber darauf anlegt, eine Ceder am Libanon zu werden. Da werden Vereine gestiftet, Sendschreiben gehen hin und her; die Netze, die fast nur wie in der Nacht ausgeworfen scheinen, werden immer größer und die Maschen immer kleiner; starke, kräftige Fischerhände leisten Aposteldienste, und schon predigt man Wunder und hat die Großen der Erde für sich gewonnen. Die innere Mission ist seit den Concilien in Wittenberg, Stuttgart, Frankfurt am Main keine kleine Conventikelfrage mehr. Sie hat mit voller Offenheit einen Einblick geboten auf das große, erstaunlich angewachsene Feld ihrer Thätigkeit, sie veröffentlicht fortdauernd eine Statistik ihrer scheinbaren oder wirklichen Erfolge und ist so großartig organisirt, daß wir von einem in Berlin residirenden Centralausschusse über alle Gegenden deutscher Zunge, alle Abzweigungen deutscher Abstammung bereits gegen einhundert und zwanzig Agenturen ausgegangen erblicken. Dies Wirken wird von Tage zu Tage bedeutsamer und es ist wohl an der Zeit, die Erörterung über Ursprung, Zweck und Mittel der innern Mission so allgemein wie möglich zu machen.

Man ist vollkommen berechtigt, die innere Mission eine Parallele des Communismus zu nennen. Es ist die

geistliche Kehrseite einer und derselben Aufgabe. Wie der Communismus anknüpft an die Leiden und Gebrechen der Gesellschaft, an die physischen und moralischen Krankheiten des Lebens, an Armuth, Uebervölkerung, Verbrechen, physisches und sittliches Elend, so die innere Mission. Nur in der Abhülfe dieser Mißstände sind sich Beide, Pole desselben moralischen Durchmessers der Erde, völlig entgegengesetzt.

Der Communismus will die Menschheit verbessern, die innere Mission den Menschen. Jener führt alles Elend auf die Verderbniß des Staates, diese zunächst auf die Verderbniß der Kirche zurück. Beide sind darin einverstanden, daß ein einzelnes Heilen und Sorgen an einer einzelnen Stelle nicht mehr hilft. Jener hat offen die Nothwendigkeit einer radikalen neuen Organisation der Gesellschaft und der allgemeinen Gleichberechtigung an den Gütern der Erde ausgesprochen; diese drängt, unverkennbar, nach einer viel umfassenderen Form, als bisher in dem vereinzelten Wirken ihrer Vereine lag. Mit den Frauenvereinen, Krankenvereinen, Diakonen- und Diakonissenanstalten, den Bibelgesellschaften, den geistlichen Buchhandlungen, den Besserungsanstalten verwahrloster Kinder u. s. w. allein ist der innern Mission nicht mehr gedient. Sie strebt dahin, ein organisches Glied des Staates und der Kirche zu werden und alles das, was am alten Staate und der alten Kirche ihr widerspricht,

nach ihrem Bedürfnisse umzumodeln und das ganze Leben in ihrer Art zu verjüngen und zu erfrischen.

Zwei Heilmethoden einer und derselben Krankheit müssen wohl die Aufmerksamkeit des Denkers erregen, vor allen Dingen aber die Thatsache feststellen, daß wirklich ein großes Uebel, eine schwere Krankheit vorhanden ist. Die unglücklich ausgefallene Kur, die dieser Krankheit durch den Communismus wurde, kennen wir. Die neueste Geschichte hat uns mit genug Blut und Jammer das scheiternde Experiment dieser Kur in Paris vergegenwärtigt. Es ist wohl der Mühe werth, zu untersuchen, ob die innere Mission die wahre Heilung bringen wird, den Arzt, der das rechte Wort des Lebens spricht.

In dem Worte „innere Mission“ liegt zunächst eine nach innen gewandte Bekehrung zum Christenthum. Nicht in die Heidenwelt jenseits der Meere allein hätte der christliche Apostel zu ziehen, sondern in unsrer eignen christlichen Welt gäb' es des Heidenthums genug; Unglaube, Abfall, Feindschaft gegen Christus; und diese schlimmen Mächte zu bekämpfen, wäre Predigt, Lehre und Liebeswerk bei uns selbst am nöthigsten. Man müsse die Ungläubigen, Abgefallenen und Feindseligen gewinnen; man müsse sie bekämpfen, wo sie störrisch sind; man müsse sie aufsuchen, wenn sie nicht von selbst kämen. Man müsse sich Jedem zu nähern suchen, dem Gesunden und dem Kranken, dem Reichen und dem Armen; man müsse zwingen, wo man nicht gutwillig Gehör gäbe, man müsse

im rechten Geiste geben und im rechten Geiste nehmen. Das sittliche Verderben, das Unglück, die Armuth und Krankheit wären allerdings die nächsten Pforten, wo die innere Mission anzuklopfen hätte: aber anzuklopfen wäre auch da, wo man des Arztes am wenigsten zu bedürfen glaube; mit einem Worte, überall, in allen Verhältnissen, in allen Ständen müsse wieder für Christus geworben werden und mit der Rückkehr zu dem Quell des Lebens, von dem sich die heutige Welt abgewandt hätte, würde auch wieder ihr wahrer Trost, ihre Erquickung und ihr Friede einkehren.

Wenn diese Definition des innern Missionswerkes, wie ich glaube, die richtige ist, so kann die Frage entstehen, aus welchem Drange überhaupt ihr Wirken und Schaffen hervorging? Ist es der Drang der Liebe oder der Drang des Glaubens? Entsprang die innere Mission einem Herzen voll Mitleid, voll Schmerz über die Leiden der Menschheit, voll Liebe für die Armen und Kranken, oder entsprang sie einem glühenden Gemüth der Ueberzeugung, der Leidenschaft, der Andacht, dem Zorn des Gläubigen über die Irrenden und Zweifelnden dieser Welt? Ich glaube, daß diese Frage der Angelpunkt ist, um den sich der Werth oder Unwerth dieser neuen Cultur- und Zeitrichtung wendet und von dem aus man unser Volk zur Theilnahme an der innern Mission entweder auffordern oder davor warnen muß.

Ein frommes Gemüth, es mag sich binden lassen durch welchen Glauben es will, verdient Verehrung. Barmherzige Samariter sollen uns gesegnet sein, selbst wenn sie nicht die neue Weisheit von Galiläa erkannt haben. Wen der Drang der Liebe treibt an die Krankenbetten zu gehen, sich die Gefängnisse erschließen zu lassen, verlorne Seelen auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, wer wollte dem nicht die Krone der Heiligen geben? Anders aber ist es mit einer Wohlthätigkeit, die nicht um ihrer selbst willen zu den Hülfsbedürftigen kommt, sondern ihr Liebeswerk nur als die Veranlassung einer zweiten Absicht, der Bekehrung, nimmt. Der Gewinn für den Hülfsbedürftigen, der im gespendeten Beistand liegt, mag derselbe und immer dankenswerth bleiben, aber der Duft der Gabe ist doch schon verweht, die Blüthe abgestreift, wenn der innere Missionär in einer weiter hergeholten Absicht kommt. Gegen die christlichen Krankenhäuser ist schon längst dieser Einwand der Mißstimmung über ihre eigentliche tendenziöse Absicht erhoben worden; aber die ganze innere Mission hat diesen Makel auf sich haften, daß sie das Produkt einer sehr zweideutigen Liebe ist, eher das Produkt des Zornes, jedenfalls einer polemischen, den Kranken und Elenden mehr drückenden als erhebenden Absichtlichkeit.

Man kann wohl sagen, das gewöhnliche kirchliche Christenthum will sich durch die innere Mission bei uns, in unsrer protestantischen Welt, auf seine alten Tage einen

Reiz geben, der ihm nur schön stehen würde, wenn es der Ausbruch einer jugendlichen Schwärmerei wäre. Was rührt uns an einer frommen, treuen, hingebenden Seele, die das Himmlische aus Entzückung liebt, und was stößt uns ab, wenn wir eine ermattete Weltlichkeit am Ende ihrer Laufbahn, im Unvermögen ihrer abgestorbenen Kräfte, sich plötzlich dem Glauben und der Ascetik zuwenden sehen? Die Pflege der Armen und der Kranken war des Christenthums erster kindlicher Sinn. Dann kam eine lange Herrschaft der Weltlichkeit, des Genusses, der oberflächlichsten Aeußerlichkeit. Selbst die Reformation später reformirte nicht jenen naiven Sinn der Liebe, sondern den streitsüchtigen, rechthaberischen, an sich edlen Zorn des Glaubens. Ja, durch Luthers Polemik gegen die guten Werke wurde sogar die helfende Werkthätigkeit der christlichen Liebe in einen gefährlichen Mißcredit gebracht und das kirchliche Leben immer trockener und ausgedörrter. Jetzt mit einem Male will das alternde protestantische Christenthum sich jene Naivetät seines Ursprunges wiedergeben, will lehren auf den Gassen (ich erinnere an Wicherns Verlangen nach „Straßenpredigern“!), will die Armen speisen, die Nackten bekleiden, die verlornen Schafe zur Heerde zurückführen und das Leben, wie es nun einmal geworden ist, mit tausend Liebesarmen umfassen. Warum stehen wir ungerührt bei Seite und sehen zweifelnd und ungläubig diesen immer geräuschvoller wer-

licheren Mühen zu? Die katholische
aivetät erhalten. Diese leistet ohne
n, freilich auch ohne polemische Ab=
hon den größten Theil dessen, was
Berliner, Baseler, Duisburger geist=
ellschaft mit so sicherer Beflissenheit
uchen. Da sind bei den Katholiken
terschaften, Klöster, die einen eignen
ission allein betreiben, neue Orden
n oder jenem wohlthätigen Zwecke,
iebkraft macht sich an dem alten,
den Stamme immer wieder auf's
s macht sich alle diese Pflege und Liebe
dlich, human, frei von Seitenblicken
künftiges Leben, und innerhalb der
rotestantische hat sich in einseitiger
s einmal diese Wirkung auf die Ge=
sen, und jetzt wollen unsre grauen,
nachholen, was seit Jahrhunderten
rden ist?

on betrachtet die leidende Menschheit
en Körper zu einem religiösen Expe=
ppelsinnigkeit ihrer Liebesdienste liegt
n auch Fürsten und Fürstinnen mit
Zwecke wirken. Einem Kranken, der
es gleich sein, ob man ihn z. B. in

Berlin in eine Klinik oder nach Bethanien trägt, er will nur Rettung und dankt dem, der sie bringt, und wir wollen nicht minder Jedem danken, der rettet; aber wie der Arzt über ein Mittel, selbst wenn es einmal geholfen hat, doch für alle andern Fälle den Stab brechen kann, so soll auch das einzelne Gute, höchst Dankenswerthe, was uns die praktische Anwendung der innern Mission schon gebracht hat, nicht hindern, ihr Prinzip im Allgemeinen zu prüfen und die Gefahren zu erwägen, die ihre immer mehr geförderte Wirksamkeit begleiten dürften.

Die Gefahr der innern Mission ist um so bedenklicher, als diese geistliche Reaktion mit Geschenken in der Hand erscheint. Timeo Danaos... Sie knüpft an eine unermeßliche, die ganze Welt beunruhigende Aufgabe an und benutzt sie, um immer weiter für ihre polemische Tendenz Fuß zu fassen und die Massen wie die Auswahl für jene Kirchlichkeit zu gewinnen, die der wahre Stachel ihrer wohlthätigen Liebe ist. Sie bekennt es offen von sich selbst. Sie sagt nicht, ich komme um der Leidenden willen, sondern um des Unglaubens willen; sie will die „satanische" Richtung der Welt bekämpfen, den Abfall von dem Gott, der ihr der einzig wahre und lebendige scheint. Wie gefährlich ihre Geschenke sind, beweist der Dienst, den sie dem Staate und der Kirche zu leisten sich anheischig macht. Der Kirche schreibt sie zwar, was die Lehre und das Dienen am Worte anlangt, ihren bestimmt bezeichneten Kreis vor, macht auch,

da die vorhandenen theologischen Bekenntnisse ihr zu vielseitig sind, nicht jedem Geistlichen die Zumuthung, in seiner Gemeinde Missionär zu sein; sie fürchtet eben, daß das theologische Bekenntniß, dessen Wiederherstellung sie anstrebt, nicht immer von dem jeweiligen Geistlichen in seine Liebeswerke, in seine Pflege und Seelenzucht mit einfließe. Aber sie bietet darum doch der Kirche die ganze Unterstützung ihrer Einwurzelung in die Familie, in Schule und in Haus, in Leben und Sterben dar. Sie will das Auseinanderfallen der Gemeinde, der sichtbaren Kirche aufhalten, sie will die geistliche Seelsorge mit verlorengegangenen Rechten wieder ausstatten, sie will die Wiederherstellung alter hierarchischer Formen anbahnen. Noch größer, da ihr eine gewisse Beengung durch die vorhandene Kirche und die Scheu vor der von ihr veranlaßten praktischen Brachlegung des geistlichen Amtes wohl bewußt ist, sind die Dienste, die sie dem Staate anbietet. Nicht nur der Polizei entreißt sie große Sorgen, auch der höhern Politik bietet sie sich als Agent zur Bekämpfung des revolutionären Geistes an. Sie will durch ihren Traktaten-, Bücher- und Zeitschriftenverlag, der in Hamburg, Berlin, Westphalen, Franken, Württemberg, der Schweiz im blühendsten Flor ist, die Lektüre aller Stände regeln; sie will die politischen, nicht im christlichen, d. h. duldenden und sich fügenden Sinne geschlossenen Vereine durch Gegenvereine bekämpfen, wie sie deren unter Hand-

werkern und Fabrikanten schon viele begründet hat; ihre Sendboten, die sie „Colporteure“ nennt, sind angewiesen, überall das politische Verderben der Zeit im Auge zu behalten und nach jener Richtung hin zu wirken, die man einfach mit der Thatsache kenntlich macht, wenn man an den General der innern Mission in Deutschland, Oberregierungsrath von Bethmann-Hollweg in Berlin und jene Stuttgarter Kirchenthüren erinnert, von denen dieser Herr eine Aufforderung, für Schleswig-Holstein zu wirken, in jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, eigenhändig abriß!

Müssen wir nun wegen ihrer geistlichen und politischen Tendenz das egientliche Wesen der innern Mission verwerfen und unsere Zeit vor dieser immer mehr um sich greifenden wühlerischen Reaktion warnen, so fühlt sich freilich wohl sogleich heraus, wie schwierig hier der Widerspruch der Freiheit und Vernunft geltend zu machen ist. Der falsche Schein der „Liebeswerke“, die Pflege der Armen, Kranken, die Besserung der Gefangenen, die Versorgung entlassener Sträflinge u. s. w., Alles das sind hochwichtige und dankenswerthe Leistungen, die, sie mögen fließen aus welcher Quelle sie wollen, einstweilen doch immer Thränen trocknen, Elend mildern und manche treue und mildthätige Seele bewogen haben, Werke einer so nothwendigen Barmherzigkeit zu üben. Die eigentlichen Agitatoren des reaktionären Zweckes stehen im Hinter-

grund. Im Vordergrund steht wirklich das unermeßliche menschliche Elend, und wer könnte die, die hier an Krankenbetten warten und pflegen wollen, die Jammerhöhlen der Entbehrung besuchen und nicht bloß Wohlthaten vorübergehend spenden, sondern sich um die dauernde Abhülfe mühen, hinwegscheuchen wollen? Der Tellschuß der Kritik ist hier so schwierig, da sie mit dem Apfel des Landvogts auch das Auge des Kindes treffen könnte. Noch mehr: — haben wir Freidenkenden einen Ersatz zu bieten? Können wir uns rühmen, zwischen dem chimärischen Schematismus einer neuen Gesellschaftsverfassung, wie sie der Communismus will, und den Schafskleidern der innern Mission in der Mitte zu stehen mit einer lebenwirkenden, segenverbreitenden, in Liebe und Aufopferung starken Hülfe und einem Ersatze für das, was wir bestreiten müssen? Ist nicht im Gegentheil unsere kritische Vernunft sehr kalt, sehr bequem? Steht der Nüchterne da wo es zu handeln gilt, nicht immer zurück hinter dem, den eine warme Ueberzeugung, und wäre sie einem Irrthum entsprungen, spornt? Den Enthusiasmus, die Schwärmerei des Irrthums können wir, das macht unsern Widerspruch gegen die innere Mission so zaghaft, nicht künstlich ersetzen. Kein Weihrauch, kein Dreifuß macht den wahrsagenden Apollopriester, wenn der Schwung des Geistes nicht schon ursprünglich in ihm vorhanden war, und die Geschichte lehrt uns, daß keine volle Saat und

Ernte schöpferischer und welthistorischer Gedanken vom Thau des nüchternen Verstandes allein befruchtet wurde.

Einen Ersatz für die alte Gläubigkeit, scheint es, hat unser Jahrhundert auf dem Gebiete des Staates wohl schon in der politischen Märtyrerschaft gefunden. Auf dem Gebiete des Staates kämpft die schwärmerische Neuerung nur noch mit dem nüchternen Verstande und der blinden unheiligen Leidenschaft des conservativen Interesses. Unsre schwärmerischen Regungen auf dem kirchlichen Gebiete dagegen flogen nur mit matten Fittichen. Es gibt eine enthusiastische Wahrheit in denen, die sich neuerdings zu den deutschkatholischen und freien Gemeinden bekannten; auch zweifeln wir nicht, daß der Ueberzeugungstrieb, der diese Gemeinden doch wohl gebildet hat, bei einem größern religiösen Bedürfniß unserer Zeit und bei minderer Hartnäckigkeit der polizeilichen Verfolgung sich auch nach der Seite des Lebens im Allgemeinen hin schöpferisch und in Liebe thatkräftig wirkend würde entwickelt haben. Jetzt aber bei der kühlen Neutralität, die die Bildung bei den kleinen Kämpfen und Hetzjagden auf diesem Gebiete beobachtet, ist kein Surrogat vorhanden, das den schwärmerischen Drang der innern Mission bei uns ersetzen könnte. Wir lassen sie walten, weil wir wohl fühlen, daß uns der Trieb, die Kranken und die Armen aufzusuchen, fehlt und wir mit all unsern Erwägungen über die Dinge, wie sie besser sein könnten,

gegen Denjenigen zurückstehen, der selbst Hand anlegt. Wo ist die Kraft von gleicher Wirkung bei den Freien und Vorurtheilslosen, die es mit dem Drange der innern Mission aufnehmen könnte?

Dennoch frage ich: warum sollen wir nicht auf uns selber hoffen? Ich denke, wenn, wie der Dichter sagt, „alle Blüthenträume reifen“, wird auch jene Kraft nicht fehlen. Nur können wir sie nicht mehr von der religiösen Seite her erwarten. Sie muß von der politischen kommen. Verbunden mit jenem milden und weichen Sinne, den das Zeitalter seiner Bildung, seiner Erziehung, seiner Literatur und Kunst und der geläuterten Religion des Herzens verdankt, muß sich aus unserm Staatsleben doch zuletzt eine Tugend entwickeln, die sich der politischen Tugend der Alten in dem Grade nähern wird, je mehr der Staat die ganze Widerspiegelung unsrer Wünsche, die Erfüllung unsrer politischen Bedürfnisse wird. Die gesteigerte öffentliche Tugend wird es in dem Falle mit den Motiven der innern Mission aufnehmen können, daß der Staat zu jener Vollendung gelangt, die es uns zur Freude macht, sein Glied zu sein. So lange wir, um nur zunächst Deutschland zu nehmen, ein zerrissenes Volk sind, hingegeben der Willkür der Fürsten, jetzt sogar abhängig von der Gnade der großen fremden Souveräne, solange wir in den Fesseln der feudalen Ueberlieferungen schmachten und nicht an dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten

unsere vollste Genüge finden, so lange wird uns auch die Lust und das Behagen fehlen, alle unsere nachbarlichen Sittenzustände mit uns auf eine gleiche Stufe des Behagens zu bringen. Nur in einem von Beamten-, Adels- und Militärdruck freien Bürgerstaate wird die warme Liebe zum Gemeindewohl erstarken, wie man schon allein an unserer nationalen Zersplitterung sich überzeugen kann, daß sie allein die Schuld trägt, wenn nicht sogleich ein Stamm des Südens die Leiden eines Stammes im Norden wie seine eigenen nachfühlt. Die öffentliche Tugend wußte es bei den Alten, warum sie bereit war zu allen Opfern, zu allen Tributen der Liturgieen, der Gemeinwohlsspenden; sie wußte, sie war an dem Bestehenden innerlichst und persönlichst interessirt. Man entferne jetzt auch bei uns den Zorn aus unserm Blute, den Mißmuth aus unsern Stimmungen, die Verzweiflung aus unsern Hoffnungen und wir werden Auge und Ohr für das Kleinste in der Gesellschaft haben und jedes fremde Leid um des uns liebgewordenen Staates willen wie unser eignes betrachten. Jetzt ziehen wir uns vom Allgemeinen zurück, müssen es thun, um uns zu schützen in den Schwierigkeiten, die mit einer freien Ueberzeugung verbunden sind. Wo bleiben da bei aller Milde unsers Herzens die Kranken und die Armen? Man überläßt sie dem Polizeistaate, wie er einmal ist, und denen, die es sich zur Ehre anrechnen, diesem Polizeistaate gleichgestimmt oder aus andern Motiven zu dienen.

Aber das ist ewig wahr! Der freigewordene, vollendete, auf Menschenrecht begründete Staat wird auch den Menschen selbst veredeln. Das Menschenrecht wird das stärkere Gefühl der Menschenpflicht erwecken. Der Haß wird schwinden, die Liebe seinen Platz einnehmen. Dem Nächsten Gutes zu thun wird die gemeinsame Bürgerpflicht werden. Man wird mit Freuden Aemter der Pflege und Sorge annehmen, wenn sie uns auch nichts eintragen, als das Bewußtsein, dem Bestande des Allgemeinen genützt zu haben. Mit Freuden wird man zu den Armen und den Kranken gehen, wenn es unsre politische Ehre, die Nothwendigkeit, einen Beweis für unsre öffentliche Tugend zu führen, erfordert. Diakonissen-, Blinden-, Taubstummen-, Kinderbewahranstalten, die jetzt unter der Protektion der Prinzessinnen und der exclusiven Gesellschaft stehen, würden, der Bürgschaft eines glücklichen, nach allen Richtungen erlösten Staates anheimgestellt, tausendfache Gelegenheit bieten, Milde des Herzens, noch wache christliche Liebe und Aufopferung zu zeigen, auch ohne innere Mission. Das Motiv der öffentlichen Tugend würde viel reifere Früchte zeitigen, als jene schleichende Polemik eines religiösen Zornes, der die Maske der Liebe vornimmt, um seinen Haß zu verbergen.

Schon jetzt tritt in Amerika und England, auf dessen Wohlthätigkeitsanstalten sich die deutsche innere Mission so oft beruft, das Liebeswerk der Rettung und der Hei-

lung unsrer Gesellschaftsschäden viel harmloser, viel mehr als Ausfluß eines nationalen Ehrgefühls und einer reinen mildgestimmten Humanität auf, als bei uns. Der christliche Stempel fehlt natürlich auch dort nicht; allein weit mehr als bei uns wird das innere Behagen Derer sichtbar, die das Gute thun, um sich selber zu genügen. Die werbende, wühlende, zelotische Absichtlichkeit fehlt. Man gibt und straft mit dem Geben nicht. Man hat zunächst den Himmel, dann aber auch die Ehre eines großen Volks vor Augen, die Consequenzen freier Institutionen, deren Mißstände man auszugleichen hätte. Man will dort nicht mehr mit diesen Werken der Liebe sagen, als die Unzulänglichkeit des Staates ergänzen und eine Lücke des Weltplans ausfüllen. Man gebe England eine neue Verfassung und stürze die Verhältnisse um, auf welche sich dort das Uebermaß der ungleichen Vertheilung der Güter gründet, und man würde jenem antiken Motive der Staatstugend, das allein schon ausreicht, das Elend und die Verbrechen der Gesellschaft zu überwachen, jenseit des Canals fast völlig gleichkommen. Und von Amerika zu sprechen, so erinnern wir nur beispielsweise für die dortige Auffassung der innern Mission an die klare, ruhige, humane Art, mit der die von dorther entsandten Friedensapostel in der Frankfurter Paulskirche sich als wirkliche Boten der Liebe zu erkennen gegeben haben.

Möge ein guter Genius über Europa walten, um

uns vor dem Ueberſturz in einen blind experimentirenden Communismus und dem Rückfall in die unheimliche Dämmerung der innern Miſſion zugleich zu bewahren! Zwiſchen zwei Extremen liegt die Wahrheit meiſt in einem über ſie hinausragenden Dritten. Ein ſolches Drittes iſt hier der entfeſſelte Staat. Aufforderung genug, ſtark zu bleiben in dem Kampfe für politiſche und nationale Freiheit! Ein großes freies Volk, das ſich in ſeinen Inſtitutionen ſelber liebt, wird ſich ſeinen Stolz und ſein Behagen nicht trüben wollen durch die Noth und das Elend, das etwa auf dem Tummelplatze ſeiner Freude noch Raum hätte. Wer einen ſchönen Pallaſt baut, ruht nicht, bis eine baufällige Hütte, die er neben ſich nicht niederreißen darf, mindeſtens ein gefälligeres Ausſehen erhält und die Symmetrie ſeines eignen Beſitzes nicht ſtört. Das eigne Behagen kommt dem Nachbar zu Gute. Wenn Chriſtus ſagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt! ſo ſollte dieſer Troſt nicht heißen, die Armen ſollten mit dem Evangelium für das, was ihnen ſonſt entging, ſchadlos gehalten werden, ſondern es hieß: Daß das Evangelium Allen gepredigt wird und die Reichen zu ihren Menſchenpflichten auffordert, das eben wird auch den Armen zu Gute kommen! Erginge bald an uns die Botſchaft von einem Staate, an dem unſer ganzer intellektueller und ſittlicher Menſch ſein Genüge fände, wie ſollte auch dieſe Botſchaft wieder den Armen zu Gute kommen! Erfüllt

von der Harmonie des Lebens, die nun unser Ohr mit Wohllaut zu erquicken hätte, würden wir von selbst keine Dissonanz mehr dulden, während es uns jetzt bei der Zumuthung, rüstig Hand an die Schäden und Leiden der Gesellschaft zu legen, fast ist, als sollten wir nur Andern eine Harmonie des Lebens, die uns selbst noch wenig berührt, zum schmeichlerischen Kitzel ihres Ohrs und zum sybaritischen Selbstbelügen ihres Gewissens herstellen! Ob die innere Mission stark genug sein wird, Denen, die auf dem Rosenbette der Selbstzufriedenheit schlummern wollen, alle störenden Träume auf immer wegzujagen, wollen wir abwarten. Die beflissene Dienerin der Sultane wird ermüden, und die wahren Schrecken, die unsre gegenwärtigen Staaten beängstigen, doch nicht beseitigen. Hier können auf die Länge keine Palliative, sondern nur neue Schöpfungen helfen.

Erziehung der Geistesarmen.

Die kräftig aufstrebende Entwicklung des jugendlichen Geistes früh schon zu mildern durch das Abhängigkeitsgefühl von einer geheimnißvollen Weltordnung, ist die Aufgabe jedes Erziehers, der seinen Beruf zu wahren weiß.

Aber nur da, wo die Bürgschaften einer dem Lichte zugewandten vorurtheilslosen Entwicklung geboten sind, nur da wo die jugendliche Seele in der vollen Freiheit reiner Geisteslüfte die Schwingen auszubreiten und zu üben lernt, ist die Religion und in besonderer Gestalt das Christenthum die nothwendige Ergänzung derjenigen Hülfsmittel, durch welche die Jugend mit den Pflichten des menschlichen Daseins bekanntgemacht werden muß.

Bedenklich wird die Anwendung des erziehenden Einflusses der Religion oder wenigstens des *positiven* Glaubens da, wo den Geist und das Herz eine *trübe Dämmerung* umgibt.

Treten wir in eine Anstalt, wo Verbrecherkinder oder Cretinen oder Blödsinnige erzogen werden und vernehmen

wir von dem vielleicht in Hamburg bei Dr. Wichern gebildeten Vorsteher: Der Grund seiner Methode wäre die auf die Erbsünde sich bauende christliche Heilsordnung, so können wir die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei solchen speciellen Erziehungsaufgaben dieser Weg nicht der richtige ist.

Die Demuth mildere nur den Stolz! Das Gefühl der Abhängigkeit regle nur das Bewußtsein einer zu lebhaften freien Selbstbestimmung! Dem armen blödsinnigen Kinde soll vor allen Dingen erst Muth gegeben und geweckt werden, zu sich, zum Dasein, zur Welt, zum Licht, zu den Menschen überhaupt Vertrauen zu fassen, und wenn auch die Religion bei einer so schwierigen und hohen Aufgabe der Erziehung, wie diese, unfehlbar das wesentlichste Moment der Bildung bleiben muß, so glauben wir doch nicht, daß es gut ist, wenn in solchen Erziehungsanstalten der Grund alles menschlichen Strebens immer nur auf die Voraussetzung unserer Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gebaut wird. Es ist gerade so, als wenn man in Krankenhäusern nur Zusprüche dulden wollte, die sich auf den Tod beziehen.

Die Macht der Wissenschaft.

Die Nebelbilder von Siegmund und Rohde suchen bekanntlich die verschiedenen Perioden der Erdbildung nach den Forschungen Cuvier's, Humboldt's, Bischoff's u. s. w. zu veranschaulichen. Eine gutstilisirte, kräftigvorgetragene Erläuterung gibt dabei den Ergebnissen wissenschaftlicher Vermuthungen vielleicht zu früh schon den Charakter einer unwiderleglichen Beweisführung; doch der Eindruck, den sowohl diese geologische wie die spätere astronomische Partie der Schaustellung hervorbringt, ist ein entschieden erhebender und befruchtender.

Als kürzlich eine Dame diese Schattenbilder an sich vorüberführen sah, gerieth sie bei den Behauptungen des Erläuterers und der Tendenz der Bilder selbst in eine unbeschreibliche Aufregung.

Die Erde hatte sich aus einer Feuermasse eine Kruste, ihre Rinde, gebildet, die Grauwackenperiode begann, einzelne unheimliche Thiergestalten wurden für die ersten Bewohner der Erde erklärt.

Da hielt es ihr Gefühl nicht länger aus.

Sie begann laut dieselben Verwünschungen, die in Mainz und Freiburg bekanntlich das Verbot dieser Darstellung zur Folge gehabt haben.

Wie man wagen könne, so etwas in christlichen Ländern zur Schau zu stellen! Wie man Cuvier und Humboldt höher schätzen könne als die Bibel! Wie man von Millionen Jahren reden könne, wo die heiligen Urkunden nur von sechs Tagen sprächen!

Man hatte alle Mühe, sie zu beruhigen. Ihr Unwille stieg von Bild zu Bild.

Endlich bekam die Erde sanftere Formen. Der mit grellem Höllenroth bezeichnete Granit verlor sich immer mehr, die Vulkane hatten ausgebrannt, die wenigen, die noch rauchten, wurden nach Humboldt's sinniger Anschauung die Sicherheitsventile der Erde genannt, der Elefant brachte wenigstens die Welt, wie sie jetzt ist, in die nächste Empfindung und Anerkennung wieder. Die Bilder der Herren Siegmund und Rohde machen bekanntlich einen sehr gewaltigen Sprung von der untergegangenen kolossalen und plumpen Thierwelt zu einer anmuthigen und malerisch gedachten Gruppe der ersten Menschen. Die Bestrebung der Natur, endlich den Menschen hervorzubringen, hätte jedenfalls auch in den Formen dargestellt werden müssen, die der menschlichen Gestalt wenigstens äußerlich verwandt sind. Aeußere Rücksichten mögen die Schattenkünstler bestimmt haben, diese genetische Ent-

wickelung, etwa die Annahme einer präadamitischen Menschenwelt mit geringerer Intelligenz (nach den Sagen aller Völker), zu unterlassen. Kurz, wie endlich in grünen Waldesschatten und auf Blumenauen die ersten Menschen sichtbar wurden, brach die Dame von der wir erzählen, in Thränen aus.

Sie hatte die Welt wieder, der ihr Herz, sie selbst und ihr Glaube angehörte!

Diese Thränen eines kindlichen und gläubigen Gemüths waren nicht die Folge einer endlichen Erlösung vom Drucke der schmerzlichen Spannung; sie waren nicht der Ausdruck der Freude allein über die endlich siegreich hervorbrechende Wahrheit des ersten Menschenlebens, das die Bibel schöner als alle Urkunden der Völker und Zeiten uns erzählt; diese Thränen waren der Ausdruck des Schmerzes über den Verlust einer Jahrelang liebgewesenen Vorstellung.

„Die schöne Welt! Sie ist zerstört!“ Ein Faustisches Wehe! Wehe! ergriff ihre ganze Seele. Sie dachte nicht mehr daran, diese Bilder verboten zu wünschen. Sie weinte nur, weil sie sich gewöhnen mußte, s i c h i n d i e A n n a h m e n d e r W i s s e n s c h a f t u n d i n d i e P r ü f u n g u n s e r e r T r a d i t i o n e n z u f i n d e n.

Wenn doch all' unsere Intoleranz darauf hinauskäme, diesem Beispiel zu folgen!

Arthur Schopenhauer.

Eine neuere Philosophie verspottete die Bezeichnung eines Selbstdenkers.

Sie ließ zwar gelten, daß man selbst essen und selbst trinken müsse, um seinen Hunger und seinen Durst zu stillen, daß man aber, um sich und Andern klar zu werden, auch mit eigenem Geist denken müsse, schien ihr keines besondern Nachdrucks werth.

Sie lehrte ohnehin sogenannte objektive Gedanken, d. h. solche, die sich an den Dingen von selbst verstünden.

Dennoch thut man wohl, einen Ausdruck beizubehalten, dessen Werth sich bei so vielen gedankenlosen und unselbstständigen Schriften, denen wir vorzugsweise auf dem Gedankengebiete begegnen, in seiner ganzen Bedeutung kundgibt. Das Wiederholen der sogenannten objektiven Gedanken hat uns jene philosophische Trivialität geschaffen, die wir auf Kathedern von hochbesoldeten Professoren Jahr aus Jahr ein gelehrt finden.

Einer ursprünglichen Denkkraft begegnet man in der leider mit einem allzugelehrten Titel eingeführten Schrift

von Arthur Schopenhauer: „Parerga und Paralipomena“ (zwei Bände, Berlin 1851).

Nicht daß wir die Ansprüche des Verfässers auf ein eigenes philosophisches System, das er bereits seit dreißig Jahren unter dem ungünstigsten Widerstande, den ein Autor finden kann, dem des Ignorirens, lehrt, unterstützen mögen; die vorliegende Schrift beschäftigt sich nicht ausschließlich mit dem bekannten Gegenstande seiner Philosophie, die Welt als Wille und Vorstellung zu fassen.

Er gibt vielmehr über einzelne Thatsachen nnd allerlei Denkgegenstände, die jeden Gebildeten interessiren müssen, eine Fülle der geistreichsten und scharfsinnigsten Eigengedanken, so daß ihm der Name eines Selbstdenkers auf jedem Gebiete, selbst da, wo er über Liebe, Ehe, Frauen, Gesundheit, Träume, und ohnehin, wo er über Religion und Philosophie spricht, in höchstem Grade gebührt.

Seine Polemik gegen die Universitsphilosophie wird Manchem zurückstoßend, die Zuversicht, mit welcher der Verfasser seine Anerkennung von spätern Jahrhunderten erwartet, anmaßend erscheinen.

Diese Flecken lassen aber die glänzenden Verdienste der tiefen, immer auf den Grund der Erscheinung gehenden Forschung nicht im Geringsten erblinden.

Wer sich einmal von den üblichen Landstraßengedanken über Moral, Sitte, Leben, Tradition u. s. w. los-

reißen und durch einen freien Geist, der über den Vorurtheilen schwebt, erquicken oder wenigstens zu dem Muthe, im Wirrwarr unserer Verhältnisse und der nur künstlich aufrechtgehaltenen Lehren und Meinungen seine eigene Lebensanschauung zu behalten, stärken will, der schaffe sich dies Buch an und lese nur dann und wann in ihm. In Einem Zuge wird man des oft polternden und cynischen Tones müde.

Am schwächsten sind die Meinungen des Verfassers über den Staat. Vielleicht selbst ein Capitalist, der von seinen Renten lebt — er preist wenigstens das Glück der Selbstständigkeit —, scheint er in der Beurtheilung politischer Verhältnisse nicht frei von persönlichen Besorgnissen.

Da er die Aufgabe des Menschen, leben zu müssen, für eine große Qual hält, so fehlt ihm auch durchgängig Liebe. Sein starrer Stoicismus wird Egoismus.

Doch bricht das Gemüth aus der Eisdecke seiner Weltverachtungslehre dann und wann in anderer Gestalt hervor. Er spricht mit Andacht von den Hindus und mit wahrer Zärtlichkeit von den Thieren.

Sentimentale Naturbeschreibung.

Zu den Moden des Tags, die eine gewisse Abspannung der Gemüther benutzt haben, um das Künstliche für das Schöne, das Dunkle und Wunderbare für das Verständige zu erheben (Moden, die von den kleinen, um gnädigen Frauenschutz bittenden Erzeugnissen der goldgeschnittenen süßen Poeterei bis zur bedenklich grassirenden Auffassung des Lebens und der Zeit im Großen und Ganzen steigen), gehört auch eine gewisse phrasenhafte und mehr das Erstaunen als die Belehrung weckende Naturbeschreibung.

Man muß sich wundern, selbst von Männern, die in andern Gebieten zu den aufgeklärten gehören, in ihren Darstellungen des Naturlebens einen Ton angeschlagen zu finden, der, wenn auch auf allerhand gefühligen Umwegen, doch geradezu zuletzt nur zur Herrschaft des Aberglaubens und zur Anerkennung von Traditionen zurückführt, gegen die sich die Menschheit seither nicht kühl und nüchtern genug verhalten konnte.

Die tanzenden Tische.

Der Weltgeist ist ein Humorist.

Zuweilen wirft er irgend eine wunderliche Frage hinaus ins Menschengewühl und beobachtet die possierlichen Geberden, die wir machen, um sie zu lösen.

Der Spaß, den daran jener neckische Demiurgos zu haben scheint, kann auch dem Beobachter werden, der ruhig zusieht, wie die Menschen mit den neuen Nüssen fertig werden.

Wie lustig war die Aufnahme der Kunde von den tanzenden Tischen!

Und nicht bloß wie lustig, sondern auch wie lehrreich!

Wir waren still geworden über Monarchie und Republik, über Offenbarungsglauben und Vernunftglauben, über Staat und Gesellschaft; man weiß ja kaum recht, welche Stimmungen und Gesinnungen verborgen in der Welt schlummern. Da kommt zwischen alle Verstellung und Furcht plötzlich das Phänomen von einem durch Handauflegen in Bewegung zu bringenden Tisch und nun zeigt sich Zweifel und Glaube, Ernst und Humor, Grübeln und

Spotten nebst allen Zwischenschattirungen von Bedächtigkeit, von Prüfung, von Unentschlossenheit, von gewöhnlichem Ab- und Zuwarten Derer, die natürlich immer die Klügsten bleiben und zuletzt die Siegreichen, ganz wieder wie sonst. Der nimmt die Sache melancholisch, Jener sanguinisch; Der cholerisch, Der phlegmatisch. Die Federn spitzen sich und sogar die Neigung zur Oeffentlichkeit, die plötzlich 1848 schreckenerregend aufwucherte und sich dann im Gegentheil wieder in ein allgemeines bene evixit qui bene latuit verloren hatte, trat mit Namennennungen, Eingesandts und allen den der deutschen Nation leider eigen scheinenden Geltendmachungen des respektabeln wohlgeborenen und hochwohlgeborenen eigenen Ichs wieder hervor.

Und auch die Erscheinung ist merkwürdig, wie außerhalb der Dilettantenwelt in der literarischen Sphäre bei den tanzenden Tischen wieder lustig die gewöhnlichen schriftstellerischen Capriolen gemacht wurden.

Das war ein Thema für die „gewandte Feuilletonistik!“ Tanzende Tische! Welches reiche Feld des parodirenden Witzes! Die Welt wird wieder heiter werden. Die aschgraue Wirklichkeit überzieht ein frohes Himmelblau. Es kann wieder Spaß geben, auch da sogar, wo der Spaß bisher nicht privilegirt war und man ihn sich nur von ein paar Andern, die sich die Gelehrten des „Kladderadatsch“ nannten, vormachen ließ und zu diesen süßsaure und schmunzelndseufzende Miene machte. Dank den

Göttern! Sie senden uns mit den tanzenden Tischen wieder die verbannte Heiterkeit in die Welt.

Und welche weise Vorsicht des Geistes, der seine schöne Erde liebt!

Die tanzenden Tische sind Veranlassung, daß wir wieder miteinander zu sprechen anfangen. Gab es denn noch seit 1849 und 1850 Gruppen von vier oder fünf Personen, die sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbanden? Sah denn der Eine noch auf den Andern? Schlich nicht jeder seinem Berufe nach und mied das Antlitz des Nachbarn und schlenderte so still für sich hin durch unser irdisches Jammerthal? Die tanzenden Tische erlösen uns nicht nur von der trübseligen Ernsthaftigkeit des Lebens, sondern auch von der schrecklichen Isolirung, in die Einer gegen den Andern gerathen war. Wie wenig Vereinigung noch in der Welt herrschte, sah man recht deutlich daraus, daß anfangs Niemand das Experiment gemacht hatte, wer nicht zufällig eine Familie besaß oder gerade einen Thee gab. Einen Freund zu haben, war schon für diese Zeit zu viel verlangt. Nun braucht man drei, vier, fünf Freunde und findet sie. Die tanzenden Tische führen die Menschen wieder zusammen. Die verbundenen Fingerspitzen erzeugen elektrische Strömungen des Lebens. Wir waren im Begriff, Einsiedler, Mönche, Trappisten zu werden; da schickt uns das fröhliche, muntere, gesunde, goldfindende Amerika nach dem trübseligen „Onkel Tom“

die tanzenden Tische, und plötzlich besinnen wir uns, daß wir noch Nachbarn haben und Einer des Andern bedürfe und wir erkennen uns wieder und lachen zusammen und tauschen Vielerlei, vielleicht sogar unsere Meinungen aus.

So viel von den tanzenden Tischen in socialer und weltgeschichtlicher Bedeutung.

Was an ihnen naturwissenschaftlich ist, das wird wahrscheinlich erst durch ein Geschworenengericht von Akademikern kund werden, die sich darauf rüsten, bei dem Rufe: „Er bewegt sich!“ nicht ihren unsterblichen Verstand zu verlieren.

Denn dieser Moment ist der gefährliche; dieser Moment, wo plötzlich von einem Dutzend Händen immer eine Hand dann in der Lage ist, sogleich zu schieben, und eilf in der Lage, geschoben zu werden, so aber, daß, wenn die eine schiebt, alle andern geschobenen gläubig sind und die einzige zweifelnde dann doch auch gläubig wird, wenn von den elfen die nächste Hand sie ablöst und dann diese die schiebende und vorübergehend zweifelnde wird.

Ferner müssen die Geschworenen den feierlichen Eid ablegen: Ich schwöre, mir nichts einzubilden auf meine wunderbare elektrische Empfänglichkeit und meine wunderbare magnetische Ausströmung! Ich schwöre nie auszurufen: O, ich bin ein furchtbar sensitiver, ein extra-odischer Mensch und habe das schon lang gesagt und nun sieht man's endlich, was gerade in mir für eine Merkwürdigkeit steckt!

Zur Geschichte des Schlüsseldrehens.

Oskar von Redwitz, der Dichter der „Amaranth", bereiste die deutschen Höfe in einer doppelten Absicht. Er trug seine „Sigislinde" vor, vermittelte die Anstalten, sie auf den betreffenden Hoftheatern zur Darstellung zu bringen, und in der übrigen Zeit lehrte er das Schlüsseldrehen, einen alten Bauernbrauch aus der bairischen Pfalz, seiner Heimath.

Man nimmt ein Buch, gleichviel welches (am besten „Amaranth"), bindet einen Schlüssel, dessen Bart in die Blätter kommt, mit einem Bindfaden fest und läßt die beiden Flanken des Griffs von den Zeigefingern zweier Personen halten. Bewegt sich das Buch, so zeigt jede Bewegung einen Buchstaben an, wie beim Tischklopfen.

Die Orakel dieser Schlüssel- und Buchdrehung haben vielen Glauben gefunden. Wir lasen einen handschriftlichen Bericht über die mannichfachen Offenbarungen, die einem durch Herrn von Redwitz gewonnenen Gläubigen des Schlüsseldrehens seit einigen Wochen zu Theil wurden.

Auch in Berlin sollen sich in vielen Kreisen die Redwitz'schen Schlüssel gedreht haben.

Dies erinnert an die Zeiten, als König Jakob den englischen Thron bestieg. Der Glaube an Hexerei war in den vereinigten drei Königreichen fast verschwunden. Ein Werk, die „Discovery of Witchcraft“ genannt, von dem Vater der englischen Philosophie, Reginald Scott, im Jahre 1584 herausgegeben, hatte zwar nicht gewagt, die Existenz der Hexen geradezu zu bezweifeln; das wäre noch dem Atheismus gleichgerechnet worden; aber es hatte doch die Allmacht der alten Weiber in Zweifel gezogen und besonders deßhalb, weil dadurch der Gottheit Abbruch geschähe. Dies Buch wurde verbrannt und die Rocken-philosophie wieder auf den Thron gehoben. Nun fehlte es natürlich an gelehrter Begründung nicht. Joseph Glanvil, der Gründer der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London“, redete sehr ernsthaft zu Gunsten der Hexen; Dr. More, ein Schüler Plato's, verlangte, daß in jedem Kirchspiel ein Register geführt werde über die Thaten der dort wohnhaften Hexen und der Dogmatiker Meric Casauban hielt sogar den Unglauben daran selbst für Zauberei. Alle drei vereinigten sich in dem Urtheil über Reginald Scott, dessen Werk sie auf das einstimmigste verdammten.

Endlich im Jahre 1677 erhob sich wieder eine Stimme zur Vertheidigung des Zweifels an der Herrschaft der Hexen; dies war die Stimme John Webster's, eines Geistlichen. Er durfte in seiner Stellung die Existenz

der Hexen allerdings noch nicht ganz in Frage stellen; es blieb immer noch eine Blasphemie, die die Kirche zu strafen verstand; aber er konnte doch schon schreiben: „Man bedarf, um an solche Dinge nicht zu glauben, eines gesunden Verstandes, sowie einer Einbildungskraft, die keine falsche Richtung bekommen; auch muß man nicht ständig zur Melancholie geneigt sein, denn sonst sieht man einen Busch für einen Popanz und ein schwarzes Schaf für einen Dämon an, sonst hält man das Geschrei des wilden Schwans, wenn er Nachts auffliegt, für einen Geist oder, wie man hier im Norden sagt, für Gabriel Ratchets und das Heulen einer Füchsin in einer Klemme für die Stimme einer Fee.“

Ein Briefwechsel zwischen Dr. More und einem seiner Schüler, dem Geistlichen Elys, bezieht sich größtentheils auf Erscheinungen und Zaubersprüche. Die beiden Gelehrten wünschten nichts sehnlicher als einmal einen wirklichen Geist zu sehen. Elys ist sehr häufig auf der Spur eines solchen, aber immer wieder stellt es sich heraus, daß es nur eine Täuschung war. In einem seiner Briefe äußert er einige religiöse Zweifel, die wir hierhersetzen, weil sie unser Schlüsseldrehen betreffen. Er schreibt: „Ich bitte Sie, mir Ihre Gründe zu nennen, weßhalb es ungesetzlich ist, die schwarze Kunst anzuwenden, um herauszubringen, ob diese oder jene verdächtige Person eine Sache gestohlen hat; indem man nämlich einen

Schlüssel mitten in einer Bibel befestigt und dann das Auge desselben auf eines Menschen Finger richtet, worauf die Anwesenden die folgende Worte sagen (Psalm 50): „Wenn du einen Dieb erblickst, so läufst du mit ihm und hast Gemeinschaft mit den Ehebrechern. Dein Maul lässest du Böses reden und deine Zunge treibet Falschheit; du sitzest und redest wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn verläumdest du. Das thust du und ich schweige; da meinest du, ich werde sein gleich wie du; aber ich will dich strafen und dir es unter die Augen stellen!“ Dreht sich hierauf der Schlüssel und folglich auch die Bibel, an welcher derselbe befestigt ist, bei der Nennung irgend eines Namens, so ist jener der Dieb gewesen. Neulich speiste ich irgendwo und man versuchte die Sache. Ich sagte, es sei gottlos, aber sie beharrten dabei. Ein sehr angesehener Mann behauptete, daß ein bedeutender Gottesgelehrter kein Unrecht darin finde. Kurz, da ich mich dagegen erklärt hatte, so glaubte ich nun mit gutem Gewissen im Zimmer bleiben zu können. Sie begannen und hatten schon ein paar Namen genannt, ohne daß sich der Schlüssel drehte; jetzt kam aber eine Person an die Reihe, die später als an dem Diebstahl betheiligt zu sein bekannt wurde, und wir sahen deutlich, wie die Bibel sich umwandte. Der Herr, von dem das Experiment ausging, behauptete, es gebe keine Geistererscheinungen. Ich versetzte daß Das, was wir soeben gesehen,

einer Erscheinung gleich komme, denn hier habe sich vor unsern Augen ein intelligentes unsichtbares Wesen kundgegeben.«

So Pastor Elys, der trotz seines Animam salvavi völlig geneigt ist, sich dem Schlüsselspuk gefangen zu geben.

Wir beobachteten aber mehre Schlüsselexperimente. Wir fragten: Wie heißt der Vorname einer gewissen Dame, die der Schlüssel kennen konnte. Er antwortete Karoline. Leider hieß sie Bertha. So ging es regelmäßig. Als man den Schlüssel fragte: Warum antwortest du falsch? half er sich ebenso wie die Tischplatten mit der auf uns bezüglichen Erklärung: Ungläubig.

Das Geheimniß kommt auf Arthur Schopenhauer's Lehre von der Macht des Willens zurück. Man will und man weiß nicht, daß man will. Man dreht den Schlüssel selbst, sagt selbst, was er antworten soll und erstaunt von ihm zu hören, was man ihm eingeflüstert hat.

Die Aufklärung, die man über das Gemüth vieler Menschen durch diese Modethorheiten bekommen hat, ist wunderbar. Sie buchstabiren sich mit einem solchen Schlüssel wörtlich selbst Das vor, was sie denken und sind überrascht wie von einer Zauberei, die sie in der That unvermögend sind, aus sich selbst zu erklären. Man sieht daraus, daß es Menschen gibt, die Jahr ein Jahr aus ohne Objectivirung ihrer Gedanken fortträumen.

Sie haben nur geistiges Vegetiren. Sie handeln rein instinctiv. Sie denken wohl, aber nicht mit runden und fertigen Gedanken. Sie sind wie in einem ewigen Traumleben, ohne alle Bezogenheit des Bewußtseins auf sich selbst. So kommt es, daß sie ihr Denken auf einen Tisch, einen Schlüssel beziehen können und sich ganz im Außenleben objectiviren, ohne es zu wissen. Sie meinen auch hier, von Andern Das zu hören, was sie seit Jahren schon nie mehr die Gewöhnung hatten, sich klar und mit bewußter Reflexion selbst zu sagen.

Die Fröbel'schen Kindergärten.

Die seit geraumer Zeit von einem kleinen Orte in Thüringen, Namens Keilhau, ausgegangene Erziehungsfrage ist nicht die einzige, die in ihrer principiellen Lösung durch die Einmischung des Staates mehr gehindert, als gefördert wurde.

Es geht der Fröbel'schen Kinderlehre wie den demokratischen Prinzipien. Die Bekenner der Letzteren würden weit eher geneigt sein, Alles, was an ihnen als falsch, halbwahr und unmöglich sich ergeben sollte, aus freien Stücken einzugestehen, wenn nicht die Maßregeln des bestehenden Staates vorwegbestimmen wollten, was an ihnen falsch, halbwahr und unmöglich sein solle. So stellt sich zwischen Satz und Gegensatz der Debatte eine gewisse Trägheit ein; man gibt die Untersuchung lieber ganz auf, will dem mächtigen Einen nicht zu Gute geben, was dem bedrängten Andern zu nehmen wäre, und so kommt es, daß eine wichtige Frage weder vor- noch rückwärts will. Käme man einmal darauf, sie gründlich zu erörtern, so hätte man geradezu vom Ei anzufangen. Es

sind dies die Folgen, wenn der Staat in ideellen Fragen dem Geiste nicht das Selfgovernment zuerkennt.

Wenn man über, und wie die nachfolgenden Bedenken zeigen werden, gegen die Kindergärten schreiben will, so hat man sich ausdrücklich eine doppelte Verwahrung zu sichern.

Die eine, daß man die Gründe der preußischen Regierung, welche die Kindergärten verbot, nicht billigen kann, die andere, daß man den vielen edlen und guten Menschen, die sich dieser pädagogischen Neuerung gewidmet haben, nicht wehe thun will. Die erste Verwahrung ist leicht; denn die Gründe des preußischen Verbots sind noch immer in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Ist es wahr, daß die nächste Veranlassung dieses Verbotes der Kindergarten von Nordhausen gab, wo die freie Gemeinde unter Baltzer's Leitung sich der Fröbel'schen Erziehungsprincipien annahm, so muß die zweite Verwahrung ausdrücklich erklären, daß man dem geistig Strebsamen, Lebenswärme- und Lichtsuchenden in dieser Neuerung überhaupt nicht im Mindesten abhold sein könne und dabei zugleich nur bedauern müsse, ein Prinzip nicht anerkennen zu dürfen, aus dessen praktischer Pflege jetzt so vielen unglücklichen Opfern gewisser moderner Conflicte in trauriger Lebenslage ein Rettungsanker ihrer Existenz entstanden ist.

Im Allgemeinen darf man sagen, daß man mit dem

Wesen der Kindergärten noch nicht hinlänglich bekannt ist. Man findet sie im Gegentheil im gewöhnlichen Gespräch sehr oft mit den Kleinkinderbewahranstalten verwechselt. Gegen die Letzteren, die die vernachlässigten Kinder der Arbeiter während der Dauer des Tagewerks ihrer Eltern in Hut und Pflege nehmen, hat sich keine Stimme erhoben und in der That kann deren weitere Förderung und Mehrung nicht dringend genug gewünscht werden. Die Kindergärten dagegen sind eine ganz andere Veranstaltung. Sie entlehnen sich die Kinder vermöglicher Eltern in dem Lebensalter zwischen drei und sechs Jahren. Sie bahnen einen eigenthümlichen Uebergang zur Schule. Sie sind keine bloßen Tummelplätze des Spiels und des Vergnügens, sondern sie verbinden mit dem Spiel und dem Vergnügen eine besondere lehrende Absicht. Sie heben die Kinder vom Schooße der Mutter und führen sie so lange, bis man sie der Schule übergeben kann. Mancher Kindergarten ist daher auch mit einer Fortbildungsanstalt, mit einer eigentlichen Schule schon verbunden. Die Zahl der in Deutschland trotz des preußischen Verbotes noch bestehenden Kindergärten kann man auf etwa funfzig annehmen. Wer eine gefällige und anschauliche Darstellung der Fröbel'schen Wirksamkeit in Thüringen lesen will, den muß man auf Kühne's Deutsche Männer und Frauen. (Lpzg. 1851) 370. f. verweisen, wo man eine hie und da mit

Ironie überhauchte, im Ganzen aber warme und gewonnenscheinende Charakteristik der Sache und der von ihr interessirten Personen findet.

Um das eigentliche Princip der Kindergärten zu verstehen, muß man sich an Friedrich Fröbel's frühere, ich möchte sagen naive Zeit halten. Die gegenwärtige Darstellungsweise seines Systems ist theils durch die Uebertreibungen einiger Anhänger, theils durch die Nothwendigkeit, sich vor religiösen und politischen Anschuldigungen zu rechtfertigen, getrübt worden. Die Ueberschwänglichen erwarten geradezu das Heil der Welt von Fröbel, einem, wie unzweifelhaft erwiesen ist, kindlichen und liebevollen Greise, und stellen ihn Rousseau und Pestalozzi zur Seite. Die Vorsichtigen und Schlauen machen Zugeständnisse an Staat und Kirche, die bis zur Liebedienerei gehen. Man beruft sich auf fürstliche Protektionen, rühmt sich conservativer Gesinnung, spricht vom religiösen Fundament der Kindergärten und würde hie und da, um nur die Praxis einer neuen Lehrmethode zu retten, das ganze allmälig in Friedrich Fröbel zum Bewußtsein gekommene Reformprincip auf den Kopf stellen, wenn der wackere Greis selbst sich zu solchen Inconsequenzen herbeiließe und nicht vielmehr zwischen den dem Welttreiben entrückten Berglehnen des Thüringerwaldes, an den grünen Wiesenmatten und klaren sprudelnden Bächlein desselben sein Ideal der geistleiblichen Menschenveredlung festhielte und sich

den Glauben an eine die Menschen vom Uebel erlösende Mission seiner Neuerung nicht nehmen ließe. Diese Ehrlichkeit des alten Meisters sollte seine Jünger, z. B. die, die sich jetzt in das Gewand christlicher Gläubigkeit hüllen, beschämen und ihnen das Bild vorhalten, wie sie in ihren Verwahrungen, ihren religiösen und conservativen Versicherungen, ihren Schilderungen durchlauchtigster Besuche, für eine auf Hebung der sittlichen Menschenwürde und die Rückkehr zur Ursprünglichkeit des reinen Naturverkehrs unseres Geistes ausgehende Lehre gar übel sich ausnehmen.

Die Grundlehre Fröbel's beruht auf den beiden Worten: „Kommt! Laßt uns unsern Kindern leben!“ und dem Schillerschen: „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiele.“ Fröbel sprach die Nothwendigkeit aus, daß das meist bis zum sechsten Jahre nur der Vegetation überlassene Kind schon vom ersten Spiele der Phantasie oder des Verstandes an müsse der Entwicklung gewonnen werden; er lehrte, von Kinderanschauungen ausgehend, ein System stufenweiser Denkspiele, die im Kinde Vorstellungen, Begriffe, moralische Gefühle, besonders aber mathematische Anschauungen und ihnen entsprechend Lebensstimmungen wecken sollten. Von dem Interesse, das schon vor beinahe zwanzig Jahren jeder Kinderfreund an Fröbel's in kleinerem Kreise bekanntgewordenen Vorschlägen nehmen mußte, die Kinder durch einen Ball, durch einen Pendel, durch

einen Würfel ebenso zu unterhalten, wie sie bisher durch einen Hanswurst, eine Peitsche, eine Trompete unterhalten wurden, bis zur Begründung von regelmäßigen Kinderversammlungen zum Zwecke des Spieldenkens, war ein nicht kleiner, gewagter Sprung, ja die jetzt förmlich organisirte und in Methode gebrachte Zwischenstation des Kinderlebens zwischen Haus und Schule ist nunmehr schon ein Experiment geworden, das nicht länger ohne die vorhergegangene Prüfung einer vorurtheilslosen Erziehungslehre geübt werden sollte.

Die beiden Grundsätze Fröbel's, die eben erwähnt wurden, lassen eine mehrfache Beleuchtung zu. Dem den Müttern zugerufenen Worte: Lasset uns unsern Kindern leben! muß man die vollste Berechtigung der Liebe und der mahnenden Pflicht zu erkennen. Aber einer ganzen Epoche, ja dem Jahrhundert zugerufen, der ganzen Menschheit als Pflicht auferlegt, sollte man die Nothwendigkeit einer solchen Mahnung entschieden modificiren. Als Rousseau in einer entarteten Welt, deren tiefes Verderben er an den Schäden seiner eigenen Bildung und seiner eigenen schlackenvollen Seele erkannte, die Lehre von der nothwendigen Rückkehr zur Natur in seinem begeisterten Hindeuten auf die Erziehung predigte, lag die Nothwendigkeit einer Revolution des ganzen Menschengeschlechts auf der Hand. Pestalozzi gab für die Abstractionen Rousseau's die wirkliche reale Sprache der Erziehung, der Methode,

des Unterrichts. Wir, Epigonen jener großen Reformen, haben wenig Ursache, unsere Gegenwart und uns selbst etwa fertig und vollkommen zu nennen, aber daß die Mängel unserer Zeit wieder in der ersten verfehlten Erziehungsmethode liegen sollen, wie damals, als Rousseau seinen Emile schrieb, wer könnte soviel Phantasie besitzen, ein solches Bild auch nur annähernd überzeugend auszuführen! Die Gegenwart übersieht vollkommen, worin ihre Leiden begründet sind; aber mit dem Satze: Werdet Ihr besser, bald wird's besser sein! hilft man, wir fühlen dies zu gut, diesen Leiden nicht mehr ab. Wir wissen vollkommen, woran auch unser Erziehungswesen Mangel leidet, wir haben alle Ursache zu wünschen, daß Bildung und Aufklärung tiefer im Volke Wurzel schlage, als bisher; allein über die ganze Gegenwart, so wie sie ist, einen Strich machen und sagen: Es muß mit der Erziehung wieder von Vorn angefangen werden! Das ist geradezu soviel, als wollte man die Menschheit in den romantischen April schicken oder all unser Wünschen und Hoffen in die sogenannten griechischen Kalenden. Das Wort: Lasset uns unsern Kindern leben! an sich ein goldner Spruch an jedem Familienherd (die Wirklichkeit wird ihn oft genug überräuchern), an sich ein Morgenweckruf für jede Mutter, wäre, wollte man es so aussprechen, wie es in der Fröbel'schen Lehre jetzt geschieht, geradezu, als wenn uns bei einer Feuersbrunst Jemand statt Wasser eine Erörterung

über Hydrogen und Oxygen bringen wollte. Unser Jahrhundert ist, trotz seiner an sich niemals überflüssigen Mahnung auch an die Pädagogen, kein pädagogisches. Die durch den Staat oder die Gesellschaft oder jeden Einzelnen zu übernehmende endliche ehrliche und redliche Ausführung der bereits vorhandenen pädagogischen Wahrheiten reicht für die Ansprüche aus, die wenigstens in Rücksicht der Erziehung der Freund der Menschheit an unsere Zeit zu machen hat.

Gesetzt, wir wollten einmal das Fröbel'sche Ideal als erreicht annehmen. Die Kinder werden von drei Jahren an den Zufälligkeiten der häuslichen Erziehung entzogen und auf dem Wege der Denkspiele zu jenen klaren und gesunden Natur-, Raumes-, Zeit- und Lebensanschauungen hingelenkt, die die Kindergärten aus der Kinderseele entwickeln wollen. Wir hätten also bereits geweckte, fragsame, Klarheit anstrebende sechsjährige Köpfe, die in eine gährende Unruhe versetzt sind. Nun muß es doch in der Entwicklung des Keimes weiter gehen. Es müßte nach einer so überfrüh angelegten realistischen Weltanschauung die wirkliche Schule in ihrer Methode und ihrem Lernstoff, die Kirche in ihren positiven Dogmen, der Staat in seinen Institutionen nach den Erfordernissen einer solchen, unmittelbaren und natürlichen Gesetzen folgenden Empirie umgemodelt werden. In Friedrich Fröbel's Andeutungen liegt auch dies ehrliche Geständniß, so sehr es einige Kin-

dergärtner jetzt vertuschen wollen und sich sogar rühmen, daß in Hamburg das rauhe Haus des Herrn Wichern ihre Methode angenommen hätte. Ist es dann aber nicht traurig, daß mit sechsjährigen Kindern in der Welt nicht viel ausgerichtet werden kann? Habt Ihr die Ueberzeugung, daß unsere europäische Gesellschaft auf unglücklichen Voraussetzungen beruht, so setzt die Hebel der Reform da an, wo kein Rückfall auf die alten Voraussetzungen möglich ist! Kämpft den großen Kampf des Jahrhunderts, der ein Kampf unter Männern ist! Von dem, was sich der Mann errungen hat, wird dann dem Jüngling, der Jungfrau und von ihnen wieder dem Kinde abwärts sein Theil zu Gute kommen. Bearbeitet das Erdreich! Das Säen und die Pflanze allein thut es nicht. Sechsjährige Kinder, und wäre ihre Zahl Legion, haben nicht die Kraft, eine tausendjährige Decke abzustoßen, damit die realistischen Naturanschauungs-Hälmchen durchbrechen. Sie werden verkümmern. Und in diesem Verkümmern liegt eine Gefahr.

Das Leben ist Wachsthum. Die Pflanze sucht Licht und jene eigenthümlichen Gase der Luft, mit denen ihre eigne Atmosphäre einen chemischen Prozeß vollzieht. Die Pflanze will und wächst auch aufwärts. Kein Baum hat nöthig, sich ihr zu Liebe niederzubeugen. Die Natur des Kindes erwartet Schonung, aber keine Zuvorkommenheit. Sie will sich assimiliren. Ihr Ideal ist das, was lebt,

was da ist, groß ist. Das Kind mag nicht, daß man sich ihm zu Liebe ewig bücke. Es streckt sich schon, es klettert, hinaufzukommen zu den Andern. Man sorge nur, daß das, was es sucht, suchenswerth ist. Niederwärts strömt der sich senkende, sich lagernde, ausbreitende Stoff. Dem Kinde wird Alles zu Gute kommen, was sich der Mann gewonnen hat. Auch dem Mann kann zu Gute kommen, was sich ein Kind gewann; allein in der Lebensstufe zwischen dem dritten und sechsten Jahre, in der Lebensstufe des Glaubens und des Gehorsams kann man keinen Grund zu einer Weltauffassung legen. Wer billigte nicht die Reform des Zeitalters? Aber man lege sie auf Schultern, die sie tragen können, auf Schultern, die unter ihr nicht zusammenbrechen, auf Seelen nicht, die in dem stillen Geheimniß ihrer ersten Vegetation zudringlich und übervorzeitig aufgestört werden.

„Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiele.“ Ein herrliches Wort! Eine treue Beobachtung des Menschenfreundes, der sich die Minute nicht verdrießen läßt, beim fröhlichen Reigen der Jugend stillzustehen! Soll indessen der jugendliche Hochsinn fesseln, so muß des Kindes Spiel die Erfindung seiner eigenen Phantasie, die Erfindung seiner Liebe, seines Gerechtigkeitseifers, seiner eigenen geweckten Verstandeskräfte sein. Es ist ein erhebendes Schauspiel, dem Menschengeiste zu lauschen, wie er wächst und keimt und, so jung noch, schon liebliche Blüthen treibt.

Aber ein eingelerntes Spiel? Ein hoher Sinn, den der Erklärer schon gleich von Anfang in die scheinbaren eigenen Eingebungen von Lust und Laune gelegt hat? Eine Allegorie, kein Mährchen? Ein Spielanleiten, kein Spielerfinden? Tretet in einen Kindergarten! Da haben sich dreißig kleine Wesen umschlungen und beginnen singend einen Tanz. Vier- und fünfjährige Kinder singen:

Wir haben froh uns hier gefunden,
Der Lebenstrieb hat uns verbunden,
Beschäftigung ist uns're Lust,
Mit ihr kommt Freude in die Brust.

Ist dieser Vers nicht eine Reflexion, die einem Lehrer sehr gut, einem Kinde sehr schlecht steht? „Lebenstrieb?“ Doch immerhin, dem Kindergarten mag noch sein Poet fehlen. Die Kinder bleiben jetzt nach dem Rundgesange stehen, jedes tritt vor, macht einen kleinen Kopfüber oder einen Sprung oder sonst eine turnerische Bewegung und der Chor singt:

Rüstig uns're Sinne regen,
Wacker Hand und Fuß bewegen,
Giebt dem Herzen Freud' und Lust.

Frägt man die Lehrer, was diese altkluge Reflexion der kindlichen Seele bedeuten soll, so heißt es, daß darin der hohe Sinn läge, 1) von dem sich Gegenständlichmachen alles Dessen, was der Mensch thue und 2) von dem im Kreise sich bewegenden Ebenmaß und Alles verbindenden Gemeinsinn. Dieser Gemeinsinn ist in der Philosophie des Kin-

dergartens eine stehende Kategorie. Bei einer Versammlung der Kindergärtner im Bade Liebenstein sprach Fröbel an sich schöne und gedankenreiche Worte über das Gemeingefühl und wallte in folgender Empfindung auf: „Ist aber erst einmal die Brücke geschlagen von einem Herzen zum andern, so wogt das Leben wie ein magnetischer Strom durch wechselseitige Ausgleichung fördernd und beseligend, hinüber und herüber.“ Diesterweg widersprach. Diesterweg war in bester Absicht, einer bedrängten pädagogischen Idee durch seinen in der Lehrerwelt gefeierten Namen zu helfen, zur Versammlung gekommen, er ging auch wieder, leider überstimmt nicht von den Andern, sondern von seinem eigenen schwärmerischen Drang nach Menschenveredlung, überstimmt von seinem Groll gegen den sich einmischenden Staat. Aber bei jenem verzückten Preise des Kreises und des Gemeingefühls in der Kinderbrust konnte er denn doch nicht umhin, einzuwerfen: „Jeder Mensch ist ein geborner Egoist. Das ist kein Tadel. Ihm sind zwei Triebe eingepflanzt: der Geselligkeits- und der Thätigkeitstrieb. Letzterer ist der vorzüglichste. Der erste kommt nur dann in Frage, wenn die andern Kinder befähigt sind, seine Thätigkeit zu fördern. Sobald sich die eigentliche Knaben- und Mädchennatur entwickelt, stoßen sie einander ab. Nur der Thätigkeitstrieb treibt die Kinder zusammen.“ Auf dies brave, leider menschenwahre Wort erwiderte

Fröbel: „Wie kann Thätigkeit ohne Geselligkeit sein?“ „Wenn zwei Knaben“, fuhr Diesterweg fort, „mit ritterlichem Geiste zusammenkommen, so kämpfen sie; nur der mit Knappengeist fügt sich.“ Und Fröbel: „Das gemeinsame Wirken für den gemeinsamen Zweck ist das Einigende“. Und diese Phrase, dies bunte Ideal, dies pädagogische Lovely siegte! Diesterweg schwieg; der Congreß, auf dem überhaupt nicht gestritten wurde, sondern nur die Uebereinstimmungen sich aussprachen, ging in Zufriedenheit mit sich selbst zur Tagesordnung.

Ein anderes Spiel soll dem Kinde das Bewußtsein geben, daß es beim Kreise immer auf die Mitte ankäme. Der Chor singt:

Wir haben uns in Kreis gestellt,
Vereintes Spiel uns wohlgefällt,
Dem Herzen Freudigkeit es giebt;
Den Körper und den Geist es übt.

Nun wird jedes Kind mit dem Solo des Lehrers:

Lieber, ich bitte,
Zeig' uns die Mitte,
Daß wir sie sehn,
Uns um sie drehn ...

hervorgerufen und sagt nicht etwa: Juchhe, hier ist die Mitte! sondern singt:

Das ist die Mitte, das ist der Kreis,
Drehet Euch um und singet mit Fleiß!

Die Kinder thun Solches und singen:

Im Kreise, im Kreise wir drehen uns schön,
Nach der Mitte, nach der Mitte wir gern dabei sehn!

In andern Spielen soll nicht der abstrahirende und moralisirende Mensch geweckt werden, sondern der beobachtende. Unglaublich, aber wahr und wirklich von Fröbel selbst vorgeschlagen ist folgende dramatische Darstellung, die das Gewitterspiel heißt.

Die Kinder beginnen im Kreise mit dem Gesang:

O wie ist der Tag so heiß —
Von der Stirne rinnt der Schweiß!

Dabei streichen sich die Kinder mit den Händen über die Stirn. Dann fahren sie fort:

Wenn doch bald ein Regen käme,
Aus der Luft die Schwüle nähme,
Leis sich in die Erde senkte,
Felder, Wiesen, Wälder tränkte.

Dabei halten die Kinder die Arme zur Erde hin. Mit den Worten:

Seht doch Kinder, freudig seht,
Wie der Wind die Dünste weht!

beginnen sie die Hände auf- und abzusenken und malen in bogenförmigen Geberden den folgenden Vers:

Sich am Himmel Wolken zeigen,
Näher sich zur Erde neigen.

Nun nähert sich das Gewitter. Sitzen die Kinder in der Stube (denn das wahre Ideal des Kindergartens wäre nur im Hain des Akademos, im Schatten des Oelbaums, unter dem bekannten „ewig blauen“ Himmel

Griechenlands zu suchen), so fangen sie mit den Fingerspitzen zu trommeln an:

Leis entquillet ihm dann Segen
Im gelinden, sanften Regen.
Hört, der Regen stärker fließt,
Plätschernd er vom Dache gießt!

Das Plätschern wird durch Zusammenschlagen der Hände während des Singens nachgeahmt. Nun kommen Blitz und Donner. Man singt:

Blitz auf Blitz die Wolken theilet,
Dem der Donner schnell nacheilet;
Immer stärker, immer stärker —
Immer ferner, immer ferner —
Bis er endlich ganz verhallt.

Diese Worte begleiten dann allerhand „Zickzackbewegungen" mit Händen und Armen, den Donner macht das Auftrommeln mit Händen und Füßen nach. Zuletzt kommt die „Umstimmung" der Gemüther in die friedliche Regenbogenversöhnung und auch diese wird mimoplastisch mit gewölbten Handbewegungen nachgeahmt.

Wenn man eine solche langsam und auf Lehreranleitung einstudirte Naturnachahmung die methodisch organisirte und angebahnte Ungezogenheit nennen wollte, was ließe sich dagegen einwenden? Diesterweg's pädagogisches Gewissen trat auch auf jenem Congreß offen und ehrlich mit dem Einwurf heraus: „Wenn die Fröbel'schen Kindergärten die Eigenschaft besäßen, den

Kindern die Ruhe, die Pietät zu rauben, so müßten sie vertilgt werden." Man beschwichtigte den wackern, leider zu sehr unter dem Einfluß seines Naturells und der Verstimmung durch ungerecht erlittene Schicksale lebenden Mann mit der Versicherung, daß der scheinbare Lärm eines Kindergartens „die freie Bewegung innerhalb des Gesetzes" wäre. Ich frage: welcher Pädagog kann es verantworten, daß der Apparat des Lernens (Zusammensitzen, Massengeist, Lehrerdemonstration, Gesang, Nachsprechen, Repetition) zur Hervorbringung einer mit zwei Worten dem Kinde darstellbaren, hier aber ins Breite getretenen Naturscene benutzt wird? Ich frage, ob ein so unter der Autorität der vom Kinde gläubig verehrten Erwachsenen angeleiteter Poltergeist sich später in der schweigsamen Ordnung und Ruhe einer geregelten Schule zurechtfinden wird? Ich frage, ob es nicht ein gefährliches Seelenexperiment ist, wenn man das erste, wenn nicht wirkliche, doch halbe Zur-Schule-Gehen des Kindes zur Production eines absolut nichtigen und für die erste Entgegennahme des Wissensstoffes im Elementarschüler völlig überflüssigen Scherzes verwendet?

Es ist möglich, daß das Gewitterspiel von besonnenen Kindergärtnern der lebhaften Phantasie ihres Meisters zu Gute gehalten und nicht ausgeführt wird. Allein ist es dann mit den Einwänden, die man gegen das „Bauernspiel" machen muß, besser bestellt? Ist die singende Co-

mödie des nachgeahmten Säens, Mähens, Dreschens denn irgend ein würdiger Stoff, dem zu Liebe es sich verlohnt, einem Kinde den ernsten Begriff des Zur-Schule-Gehens zu verderben? Oder das Mühlenspiel:

Die Räder in der Mühle,
Die gehen auf und ab,
Das Wässer macht's, das kühle,
Daß laut es schallt: Klipp! Klapp!

Oder das Vögelspiel? Oder das Waldspiel? Oder das Blumenspiel, wo fünfjährige Kinder singen sollen:

Die Blumen in dem Garten,
Sie sind den Kindern gleich,
Man muß sie pflegen, warten,
Ob arm sie oder reich.

An Blättern, Blüthen, Farben;
Das Alles ist nur Tand!
Der wahre Schmuck ruht innen,
Doch nicht in dem Gewand.

Ich kann mir denken, daß strenge Gemüther, wenn sie hören, daß in den Kindergärten solche Anschauungen und Reflexionen in die Kinderseele eingeprägt werden sollen, dies Beginnen geradezu eine Affenschande nennen. Ich will nur das Mißverständniß erwähnen, daß kindliche Erwachsene sich so oft einbilden, ihr eigenes naives und sinniges Wesen passe auch für die Sinnigkeit des Kindes selbst! Man rühmt Friedrich Fröbel's jugendlichen Sinn,

man nennt ihn ein Kind mit greisen Locken. Wer wird ihn nicht glücklich preisen, wenn er sich für die ernsten Conflicte des Lebens eine kindliche Anschauung zu erhalten gewußt hat! Aber das, was Jean Paul über Kinder und Blumen empfand, empfindet ein Kind selbst nicht und soll es nicht empfinden; es soll sich nicht im Spiegel seiner eigenen Lieblichkeit erblicken; es soll sich selbst nicht mit den Augen jener Glückseligkeit sehen, die eine Mutter über seinen Besitz empfindet. Bildet die Mütter, führt ihnen die hohe Bedeutung ihres Berufes zu Gemüth, lehrt sie die Kinder- und Koselieder, deren unser Volk bereits einen Schatz besitzt, der leider in den Nebenzimmern der Salons sich höchstens durch eine alte Kinderfrau gehütet findet, dichtet ihnen neue, daß sie ihr Kind zu erfreuen und zu beleben lernen und der einzig vernünftige Zweck der Kindergärten ist durch die bis zum sechsten und siebenten Lebensjahre nothwendige Hauserziehung erreicht!

Es ist vielleicht schon allgemeiner bekannt, daß Friedrich Fröbel für die geistige Entwicklung seiner Zöglinge eine Anzahl von Spielstoffen benutzt, mit deren größerem Theile sich bisher die Jugend schon frei und gedankenlos selbst tummelte. Es ist dieß zuvörderst der Ball. Als die pädagogische Metaphysik des Balls gibt Fröbel selber an: „Das ganze Leben spiegelt sich im Balle wieder. Das Kind ist ein Ganzes: der Ball auch. Das Kind trägt ein unsichtbares Wesen in sich, der Ball hat eine

unsichtbare Mitte. Das Kind hat ein Sichtbares, den Leib, wie der Ball. Der Ball zeigt mir zwei entgegengesetzte Punkte, wie Fuß- und Scheitelpunkt, die durch eine Linie, Achse verbunden sind — ein Sichtbar-Unsichtbares.“ Wer wird leugnen, daß es für die Jugend ein fördernder Gedanke sein kann, von einem nur äußerlich sichtbaren Ball eine unsichtbare und doch vorhandene Mitte und diese Mitte doch wieder nur als Idee in Erfahrung zu bringen? Aber ziemt sich diese Vorstellung für ein anderes geistiges Auge, als das eines Zwölf- oder Dreizehnjährigen? Ein Kind von sechs Jahren soll die Erscheinungswelt gläubig erfassen. Ein Symbol muß es sich selbst erfinden, selbst aufsuchen. Wird ein Kind ohne aufgepfropfte Demonstration darauf kommen, einen Ball mit sich selbst zu vergleichen? Fröbel beginnt seine Ball-Demonstrationen mit der Vergleichung des Balles und des Kindes. Werden die Strengen hier nicht wieder von einem Verpfuschen des Geistes sprechen, während Mildere dem kindlichen Greise mindestens eine arge Verirrung vorzuhalten haben? Die Kinder sollen den Ball als sich selbst betrachten, sollen singen:

Das Bällchen seh' ich liegen
Ganz still in meiner Hand,
Drum will ich es auch wiegen,
Den Blick zu ihm gewandt.

Es ist wenigstens troſtreich. wenn man nach einer wahrhaft geisttödtenden Litanei von allerhand Sprüchel-

chen und Gesängelchen, die zu den Bewegungen des Balles gesprochen oder gesungen werden sollen, endlich erfährt, daß diese Balliebkosungen dem Kinde „die späteren Anschauungen von der Bewegung der Erde, des Mondes, der Planeten“ erleichtern sollen, wozu es indessen keiner Erleichterung, wenn nicht etwa bei Cretinen, bedarf. Wird der Ball an einen Faden befestigt, so soll sein Hin und Wieder und das Liedchen:

Wie der Ball auch steigt und sich neigt,
Er doch stets zur Mitte neigt!

die Vorahnung der künftigen Einsicht und Mahnung geben: „Wie dein Geschick hoch hinauf in das Licht des Glückes oder tief hinab in das Dunkel des Unglücks dich führen mag, halte nur fest die Beziehung zur lenkenden Einheit!“ gewiß wahr und gut gedeutet an sich, aber auch gut angebracht? Ich meine: nein. Der leiseste Hauch einer solchen Reflexion, auch nur dem Kinde angedeutet, ist keine Erhellung der Seele, sondern eine Trübung. Sie würde dem Kinde das Weh des Lebens, nicht seine Freude zu Gemüth führen. Und bleibt die Anwendung im Kopfe des Lehrers, hat das Kind nur die Sache und spielt mit dieser gedankenlos, wozu dann der große Umstand und die auf etwas Nichtiges verwandte Methodik? Die Pädagogen mögen entscheiden, ob in der breiten und ausgefaserten Behandlung des Nichtigen keine Gefahr für die spätere Empfangnahme des Nothwendigen liegt.

Da sich die Kindergärten einmal anheischig gemacht haben, das Kindesalter zwischen drei und sechs Jahren zu beschäftigen, so mußten sie erfinderisch werden. Zum Ball gesellten sich die Kugel, der Würfel, die Walze. Später das Kästchen mit acht Würfeln; dann das Kästchen mit acht Bausteinen; dann kleine Stäbchen zum Zusammenlegen und Bilden von Figuren; dann das Sägespänmehl, um in ihm zu schreiben. Die Hölzchen sollen zum Rechnen, das Sägespänmehl soll zum Schreiben führen. Bei den Mädchen wird besonders auch im Flechten, Figurenbrechen, Musterstechen eine erziehende Beschäftigung gefunden. Alle diese Spiele stehen schon so dicht auf der Grenze des wirklichen Unterrichts, daß sie noch strenger zu prüfen sind, als die oben erwähnten lärmenden und singenden Massenspiele. Denn hier tritt der Kindergärtner unmittelbar auf die einzelne Individualität zu und gibt der erwachenden Denkkraft die erste entscheidende Richtung. Friedrich Fröbel ist von Hause aus ein Lehrer der Mathematik und scheint demnach dem alten Spruche, die erste aller Wissenschaften wäre die Mathesis, besonders zu huldigen. Hier mag ihm wohl oft der Gedanke gekommen sein, daß seinem Systeme eigentlich eine Reform unseres gegenwärtigen Menschengeschlechts folgen müßte; denn unsere moderne Existenz ist nicht im Mindesten auf einer einseitigen Ausbildung alles Wissens aus der Mathematik begründet.

Unser leider noch tief im Feudal-Romantischen steckendes Zeitalter setzt diese erste antike Erziehungsweise der Kinder nicht fort. Der Grieche erzog sich zum Souverän über Sklaven, zum Bürger eines in seine beliebige Gewalt gegebenen Staates. Bildung war ihm ein schöner, reizender Luxus, während sie uns die Bedingung unserer Existenz ist. Die Mathematik an die Spitze aller Erziehung stellen, heißt Menschen der freien Selbstbestimmung erziehen wollen, während unsere gegebene Welt der Erziehung die Aufgabe einer möglichst klaren und besonnenen Receptivität stellt. In einem Fröbel'schen Kindergartenkinde wird vollends, da die Lehrform eine spielende ist, die gefährlichste Spontaneität geweckt, der übermäßigste Luxus der Phantasie. Ich hatte Gelegenheit, einen Knaben von sechs Jahren zu beobachten, der aus dem Kindergarten nichts mitbrachte, als eine krankhaft aufgereizte Spielsucht. Seine Phantasie war in einem Grade geweckt, daß er aus Reproductionen der verkehrtesten und dabei eigensinnigsten Art nicht mehr herauskam. Alles war ihm belebt. Jedem Verhältnisse todter Spielgegenstände legte er Worte unter. Sein Kopf war wie in einer luxurirenden Gährung. Zwei Jahre lang war er für die wirkliche Schule unbrauchbar geworden. Jede nicht auf die Phantasie gerichtete Aufgabe ermüdete ihn. Was sich ihm nicht in Bildern zu erkennen gab, begriff er nicht. Statt seine Denkprozesse nach innen gewandt zu verrichten, ver-

richtete er sie immer wie nach außen, wie tastend ins Leere, wie suchend nach Symbolen, Anlehnungen, Erleichterungen des Verständnisses. Reden konnte er über Alles, was man ihn fragte, vortrefflich; aber nur die Zunge war gelöst, das Organ des Begreifens selbst nicht im Mindesten. Das ganze Wesen des Knaben war zerstreut, in die Irre geführt, weit abwärts von der Sache, auf die es ankam. Dem Gedächtniß prägte sich kein Vers mit wortgetreuer Richtigkeit ein. Die Sucht der selbstständigen Reproduction erzeugte bei den Lücken eigene Ergänzungen, die für die aufgeregte Verstandeskraft zwar Bürgschaft leisteten, aber statt stricten Lernens Flunkern und unnütze Wortfülle bei Entschuldigungen und einem „So hab' ich's mir gedacht" erzeugte. Das Lernen in Form des Spieles hatte ihn für das wirkliche Spiel eigenwillig und herrisch, für das Lernen unstät und denkmüde gemacht.

Es wäre sehr zu wünschen, daß sich auch ein Physiolog entschlösse, über die Frage der Kindergärten ein Gutachten abzugeben. Von allen Theilen des menschlichen Körpers hat das Gehirn seine geheimnißvollste, dunkelste und am ernstesten zu beobachtende Geschichte. Am frühesten entwickelt, macht es dennoch Veränderungen fast mit jeder Altersstufe durch. Von einer weichen, wässerigen Masse verdichtet es sich allmälig. Als räthselvolles Vehikel unseres Gedankenlebens hat das Gehirn seine naturgemäßen und naturwidrigen Irritationen. Die Altersstufen bedingen

eine nicht immer gleiche Einwirkung auf die Nerven, wie auch diese selbst, in den den Sinnen zugewandten Geflechten, sich nicht auf Einmal und bei jedem Sinne mit gleicher Stärke sogleich entwickeln. Der Geruchssinn, das Hören, Sehen, Schmecken, alle diese äußern Gehirnfunctionen haben ihre bestimmten Stadien zu durchlaufen, treten in abwechselnder Reihenfolge nacheinander in ihrem allmäligen Vorwalten auf und vicariren nicht selten. Wieviel mehr muß es ähnliche Gesetze in dem Begriffs-Anschauungs-Schlußvermögen und jenen innern Seelenfunctionen geben, die neuerdings eine rationelle Phrenologie als bestimmte, genau unterscheidbare Neigungen des Gehirns hervorgehoben hat? Man vergleiche einen natürlich geformten Kinderschädel und den rhachitischen Kopf eines Wunderkindes, das nach einer überraschenden Frühreife bald seine Laufbahn vollendet hat, und man wird von den physiologischen Bedingungen der Seele einräumen müssen, daß auch hier für den Erzieher Geheimnisse zu überwachen sind.

Kein Seelenforscher kann in Abrede stellen, daß die ersten Functionen des Gehirns auf den Thatsachensinn gerichtet sein müssen. Das Kind muß aufnehmen. Ja es muß nicht nur aufnehmen, sondern auch wieder von sich geben, um Neues zu nehmen. Wie die physische Constitution des Kindes ein häufiges Essen und rasches Verdauen bedingt, so bedingt die geistige das Lernen und

Verlernen. Gerade im Verlernen, im Vergessen liegt beim Kinde ebensoviel gestaltendes Gewicht, wie beim Erwachsenen im Behalten. Um aber gründlich vergessen zu können, muß man Compactes lernen. Die Kindergärten vermeiden Alles, was wie ein Lernen von Compactem aussieht. Sie bringen die Thatsachen nur dünn, breiig, flüchtig, gaukeln ein wenig mit ihnen und dulden absichtlich kein tieferes Einprägen. Eine solche Methode fördert nicht die Condensation der wässerigen Gehirnmasse. Lernen soll ein Kind das Einfache, nicht die Thatsache und zugleich die Auslegung, das Symbol und zugleich die Deutung. Es ist gewiß etwas sehr Langweiliges für den Lehrer, einem Kinde dieselbe Thatsache so oft vorzutragen, bis sie auswendig gewußt wird; allein die Lehrerschaft ist darum auch ein schwerer Beruf, kein nur unterhaltendes Vergnügen. Wie oft muß man nicht in der pädagogischen Welt jetzt mit Befremden von den Dingen hören, die dem Kinde Langeweile machen! Es ist in 70 bei 100 Fällen dann sicher die Rede von Dingen, deren monotone Wiederholung nur dem Lehrer Langeweile macht. Erkläre man die Gehirnfunctionen, wie man wolle, man wird sich der Vorstellung nicht entziehen können, daß die Nerven des Gehirns (wie Valentin bewiesen hat) in einer steten flimmernden Bewegung begriffen sind und sicher wirken einfache Demonstrationen und Urtheilsanleitungen ganz verschiedenartig auf diese eigenthümliche Bewegung.

Haben die Nerven aller übrigen Körpertheile eine verschiedene Empfindung je nach einer gleichsam hinaufstreifenden und einer herabstreifenden Bewegung, so ist ein im frühsten Kindesalter zum einfachen positiven Lernen angeleitetes Hirn in seinen Nerven ohne Zweifel anders und wohlthuender afficirt, als eine so frühe Anleitung zum Urtheilen und Begriffebilden. Welche Aufregung in ein Kind durch diese übermäßige Beschäftigung mit ihm, durch dieses sogenannte Individualisiren und „Eingehen auf seine Natur“ sich einschleichen kann, bewies das oben angeführte Beispiel eines an sich eigenthümlichen, aber für das Begreifen wie verdorbenen Knaben.

Allen Irrthümern, die die Kraft besitzen, Proselyten zu gewinnen und in einem größeren Kreise begeisterten Glauben finden, liegt sicher eine gewisse Wahrheit zum Grunde. So auch den Fröbel'schen Lehren und den Kindergärten. Sie beruhen auf dem Gefühl einer Lücke in unserer Erziehung, füllen diese Lücke aber mit übertreibenden und gefährlichen Institutionen aus. Die Lücke liegt auf zwei Gebieten, wo Fröbel's Anregung eine segensreiche sein könnte, wenn er den Gedanken einer schon mit Umständlichkeit bilden und entwickeln wollenden Zwischenstation zwischen dem Hause und der Schule gänzlich aufgiebt und sich jener Systematik entschlägt, mit der es ohnehin traurig beschaffen ist, wenn man in der Erziehung Wollen und Können, Theorie und Praxis, Ziel und Mit-

tel miteinander vergleicht. Ist schon der Elementarunterricht, trotz Pestalozzi und aller noch so schönen, treffenden und wahren Darstellungen einer wirklichen Musterlehrerschaft, dem blinden Zufall überlassen, ist es von der ABC-Schule bis zur Universität die tägliche traurige Erfahrung, daß man unter hundert Menschen, die sich mit der Jugend lehrend und erziehend beschäftigen, oft kaum zehn wirklich pädagogische Talente antrifft, so erfordert der Kindergarten geradezu eine Virtuosität der Führung, die Genie da voraussetzt, wo man nach der Regel des Lebens und des Weltlaufes nur Handlanger finden wird. Schon jetzt verklagen sich die Kindergärtner der Eine den Andern. Der Eine nehme von Fröbel zu viel, der Andere zu wenig, ein Dritter hätte ihn nicht verstanden oder seine Anstalt verdiene den Namen des Kindergartens nicht. Einige leidenschaftlich erregte Frauen haben sich mit einem ihrem Geschlechte eignen idealen Heroismus auf die Fröbel'sche Theorie geworfen und führen sie mit einer sich in der Kindesseele gleichsam selbst austobenden Begeisterung durch, Andere ergriffen diese Idee als eine Eroberung für ihre Existenz, tagelöhnern um's liebe Brod, accomodiren sich und wollen nur die pädagogische neue Errungenschaft, die halb und halb schulpflichtig gewordenen Kinder zwischen drei und sechs Jahren, à tout prix festhalten. Sonnenschein und Regen, Wind und Wetter und die vier Jahreszeiten greifen

gleichfalls in dies System störend ein. Ein wirklicher Garten für Kinder ist in diesem zarten Jugendalter specifisch etwas völlig Anderes, als ein Surrogat für den Garten, die dumpfe Schulstube mit Tischen und Bänken. Tische und Bänke einer Schule soll ein Kind nicht anders sehen, als unter der strengsten Aufforderung zu allen den Pflichten, die im Wesen der Schule liegen. Ich kann den öden, unheimlichen Eindruck nicht vergessen, den mir eine Anzahl von dreißig in einer Stube eingepferchten Kindern bot, die rings auf Bänken sitzend auf dem Tische vor sich stereometrische Körper liegen hatten, mit denen sie in träumerischer Gedankenlosigkeit nichts anzufangen wußten, als ein paar Figuren zusammenzusetzen, die etwas ihnen Unwesentliches bedeuteten. Man erkläre von Keilhau und Liebenstein aus die Kindergärtnerin, die inzwischen im Nebenzimmer ältere Mädchen in wirklicher Schulform schreiben lehrte, für gewissenlos; aber jede pädagogische Neuerung muß in sich Bürgschaften bieten, daß sie auch mit einem soliden Mechanismus ohne große Lehrervirtuosität ihr Ziel erreicht.

Gute Früchte indessen könnte Fröbel's Lehre tragen, 1) für die Mütter und Erzieherinnen, 2) für einen gewissen gesellschaftlichen Verband der aufwachsenden Jugend, 3) für eine gemüthlichere Ausbildung der schon vorhandenen Elementarlehrkräfte.

Mancher Mutter wird ihr Kind, je näher es seinem

schulpflichtigen Alter rückt, eine Hausplage. Sie giebt, unter dem Vorwande einer sinnigeren Erziehung, ein vier- oder fünfjähriges Kind in den Kindergarten, nur um die häusliche Ungeduld, das Schreien, Nagen, Quälen, Kleiderzupfen, Bitten und Betteln der Ungeduld los zu werden. Einer solchen Mutter, und ihre Zahl ist Legion, thut ein neuer Straf- und Zuchtprediger noth. Gäbe Fröbel eine Fortsetzung zu Ammon's geist- und gemüthreichen „Mutterpflichten"! Lehrte er Müttern die Pflege des Kindergeistes und Kinderkörpers für die Jahre bis zur Schulzeit!*) In Vorlesungen für Mütter, in Müttervereinen könnte gute Aussaat in sterile, durch die Gesellschaftsbildung unfruchtbargewordene Mutterherzen geworfen werden. Fröbel müßte zu dem Ende sich mit Aerzten und mit Dichtern verbinden; denn leider sind die Sprüche und Lieder, die er aus dem Munde der Erzieher ins Kinderohr lenken will, nichts weniger als poetisch. Eine Sammlung der im Volke lebenden Kindeslieder müßte jede Mutter in ihrem Hause lebendig zu machen suchen. Ihres Kindes Spiel soll sie regeln; weit entfernt, wenn es unbeschäftigt ist, immer auch Langeweile vorauszusetzen und es mit Zerstreuungen zu überhäufen, soll sie einen Mittelweg zu finden lernen zwischen zwecklos scheinender

---

*) Ein solches Werk hat neuerdings Dr. Sigismund (Braunschweig, Vieweg) begonnen.

Träumerei und einem Uebermaß von Zerstreuung, das nur Uebersättigung und die häßlichste aller Blasirtheiten, die Blasirtheit der Jugend, zur Folge hat.

Oeffneten sich dann unter Autorität der Gemeinden Spiel- und Tummelplätze der Jugend, wo in leichtester Form und ohne Einmischung einiger allerdings wachsamer Augen die kleinen Kinder einige Stunden des Tages ihre Lust austobten, so würde man in einer solchen, an klassische Zeiten erinnernden Verschönerung unseres einförmigen, auf Isolirung und trübsinnigen Egoismus nur zu sehr ausgehenden Lebens ein gutes Mittel in der Hand haben, jene sittlichen Zwecke, die Fröbel anstrebt, in Ausführung zu bringen. Es ist ohne Zweifel, besonders in großen Städten, sehr traurig, daß die immer mehr zunehmende Familienisolirung auch die Kinder isolirt und ihnen Spielkameraden nur durch den günstigsten Zufall schenkt. Wenn man vornehme Kinder sieht, die wie unter einer Glasglocke gehalten werden, Kinder, die sehnsüchtig und verdrießlich auf die muntern Spiele der Armen blicken, wird es Einem schon weh ums Herz; Aber auch geringere Gesellschaftsstufen entbehren in großen Städten für ihre Kinder eines Umgangs, der den Gefahren der Isolirung, Herzenskälte, Eitelkeit, des Egoismus entgegenwirkt. Den Turnplätzen der Erwachsenen nahe, sollte es Turnplätze der Kleinen geben, deren Spiele unter öffentlicher Aufsicht stehend, an dem jungen Men-

schennachwuchs uns zu Gemüth führen könnten, daß der Egoismus, dem unsere Epoche immer mehr entgegengeht, nicht aus dem der Veredlung fähigen Menschenherzen, sondern nur aus dem Jammer der herrschenden Umstände entspringt.

Die schon wirkende Pädagogenwelt aber lese Fröbel's Schriften und prüfe, was sie davon zu behalten hat! Ermunterung, auszuharren in ihrem schweren und wenigbelohnten Berufe, bedarf sie gewiß und sie kann deren nur in solchen Quellen finden, wo die Größe und Erhabenheit des Erziehungswerkes überhaupt mit Begeisterung und wahrer Menschenliebe erfaßt ist. Für die in der Schulwelt oft sehr ungeschickt gehandhabten sogenannten Denkübungen hat Fröbel auch unverlorne Winke gegeben, die vom siebenten, achten Jahre an dem Kinde in der allmälig vorzubereitenden Beherrschung der Einzelheiten seines Wissens, in der Gruppirung des Gleichartigen, in der Abstraction des Ungleichartigen, im Generalisiren und Specialisiren nur von Nutzen sein können. Ueberdies würden gewisse Ausnahmezustände der pädagogischen Aufgabe, die Kleinkinderbewahranstalten, die Blinden- und Taubstummen-Institute, jene von den Beschäftigungsspielen, diese von den Sinnenwirkungen fester Körper und der Ausbildung des Hör- und Tastsinnes, von Fröbel's Andeutungen sichern Vortheil gewinnen, wie es so mancher Wahrheit gegangen ist, die ihre Bewährung auf Ge-

bieten fand, die ihr Entdecker selbst nicht im Auge hatte. Aber im Uebrigen kann man nicht ernstlich genug warnen, einer Neuerung Gehör zu geben, die unter dem schimmernden Namen einer natürlichen Menschenentwickelung die Intelligenz mehr schwächt als stärkt, die Zwecke der Schule beirrt und das Kindergemüth aus seiner stillen Poesie früher aufschreckt, als es ohnehin das Leben thut.

V.

Wirren des Geschmacks.

Ueber Poesie und Poetenthum.

Einen Dichter nennt man dasjenige schriftstellerische Talent, welches der stummen Sprache der Natur und des Lebens denjenigen Ausdruck zu geben vermag, der zu gleicher Zeit dem Wesen der Natur und des Lebens vollkommen entsprechend ist und in seiner Wiedergabe Wohlgefallen erweckt.

Auch der Denker läßt die stumme Sprache der Natur und des Lebens reden, aber er ist um die Form seiner Deutungen und Verlebendigungen unbekümmert. Nähert sich seine Darstellung dem Streben, durch sie auch Wohlgefallen zu erzeugen, so pflegt man oft zu seinem Nachtheil zu sagen, sie wäre dichterisch. Auch den Bildhauern, den Malern, den Musikern wird eine dichterische Behandlung ihrer Gegenstände dann nachgerühmt, wenn sie der Wirklichkeit diejenige Wiedergabe zu verleihen wissen, welche unserm Auge, dem sinnlichen wie dem geistigen, ganz besonders wohlthuend ist.

Das einzige Material, mit dem der Dichter schafft, ist das Wort. Zwar steht ihm der ganze Schatz der Sprache

zu Gebote, aber er wird in seiner Anwendung wählerisch sein müssen. Um das Stumme redend zu machen, wählt der Denker diejenigen Ausdrücke, die seiner Bildung ohne weiteres die nächstliegenden sind, wenn sie das Dargestellte nur anschaulich und klar machen. Der Dichter aber, der dieselbe Anschaulichkeit und Klarheit, aber mit dem äußern Reize des Wohlgefallens erstrebt, kann nur selten die Sprache des Denkers reden.

Die niedrigste Stufe des Reizes zum Wohlgefallen ist der Reim. Dem Ohre schmeichelt sich der Wohlklang gleichlautender Worte ein. Zu höherm Werthe wird der Reim durch die Strophe gehoben. Die gleiche Wiederkehr derselben Schwingen des Takts im Vortrage verfeinert die Thätigkeit des horchenden Ohres. Sie gewinnt ein Wohlgefallen an der gleichmäßigen Ordnung und wiederkehrenden Regel des Vortrags. Die Beschränkung wird somit das Wesen der Dichtkunst überhaupt. Die Kunst des Dichtens ist das Vereinigen des Weiten und Breiten auf eine bestimmte, selbstgewählte Begrenzung. Diese Begrenzung sind die Dichtformen. Wenn ein Roman oder eine Novelle nur das einfache Ausplaudern einer vorgefallenen Begebenheit ist und Anfang, Mitte und Ende in keinem harmonischen Zusammenhange stehen, so kann man niemals von einer Dichtung sprechen. Je größer die Aufgabe des Dichters in seinem Erwecken des stummen Lebens wird, z. B. im Erwecken eines einst gewesenen,

nur von den Jahrbüchern der Geschichte erzählten Ereignisses durch den Versuch, dies Gewesene zu einem Seienden zu machen auf der Bühne, desto höher noch steigert sich die Nebenbedingung des künstlerischen Wohlgefallens. Die Passionsspiele, welche die Bauern im bairischen Hochgebirge zu Ammergau aufführen, sind die Wiedergabe gewesener Ereignisse, erwecken auch ein gewisses Wohlgefallen durch die Naivetät der Absicht, müssen aber auf dichterischen Werth verzichten, da ihnen die Beschränkung fehlt, diejenige Beschränkung, die, seit die fessellose Rede der Anschauung und Begeisterung sich zuerst die Selbstbeschränkung durch Rhythmus oder Reim vorschrieb, immer höher und feiner sich steigerte. Nur in der höchsten und subtilsten Begrenzung liegt das ästhetische Wohlgefallen beim Drama, wie in jenen das Auge täuschenden Verkürzungen des Künstlers auf Gemälden. Darum können z. B. die Vorschläge Richard Wagner's, die dramatische Form zu erweitern und den vorgeführten Thatsachen eine breitere und massenhaftere Entfaltung zu geben, nur die Folge haben, die Poesie auf einen Naturstand zurückzuführen, der, wenn auch noch so buntfarbig und sinnenreizend überschmückt, doch nur einer civilisirten Barbarei gleichkommt.

Ueber die Art des Dichtens ist viel gestritten worden. Man suchte dem Dichter in die stille Werkstatt seines Schaffens zu folgen und hat sich, ohne Dichter zu sein, oft der anmaßendsten Vorschriften, wie es ein echter

Dichter machen solle, vermessen. Es ist aber völlig gleichgültig, ob ein Dichter von Hause aus zunächst nur Bilder und Symbole sinnlich vor seinem Auge tanzen hat und dazu Gedanken sucht, oder ob das starke, innere Geistes- und Gemüthsleben sein Erstes war und die Welt der Bilder und Symbole sein Zweites ist. Goethe sah mit sinnlichem äußern Auge eher das Bild und Symbol, Schiller's inneres geistiges Auge sah erst Bild und Symbol, nachdem ihn der Gedanke ergriffen hatte.

Leider hat man über den Prozeß des Dichtens bei deutschen Kunstrichtern viel Thörichtes hören müssen.

Schiller philosophirte allerdings, aber er war darum nie ein Philosoph. Es gibt für den Dichter gewiß auch und muß geben eine Neigung zur Abstraction; man müßte denn so närrisch sein wollen, wie viele unserer Aesthetiker, die im Dichter nur einen unbewußten, sich selbst räthselhaften und Alles im Traume findenden Offenbarungsmenschen (der er allerdings in gewissem Sinne ist) finden wollen. Alle großen Dichter hatten Neigung zur Abstraction und sogar zur Philosophie. Sophokles, Calderon, Shakspeare moralisirten, wo sie nur konnten; sie gefallen sich im Ergründen und Erforschen von Sitten- und Lebensgesetzen und häufen Sentenz auf Sentenz und dennoch blieben sie im Bann völligen Unvermögens zu jener Philosophie, die, wie bei Plato oder den Scholastikern, trotz überaus poetischer Stimmung doch immer nur

abstrahiren, nur Schlüsse ziehen, nur Folgerungen aneinanderreihen konnte. Nicht auf das Ursächliche kommt es in der Poesie an, sondern auf das Gewirkte. Ist das Letztere eine ansprechende Verlebendigung des Stummen und leblosScheinenden in der Natur und dem Leben und befriedigt uns durch Reize des Wohlgefallens, so gehört die Art, wie sein Vermögen dem Dichter gekommen, in die Psychologie oder Biographie, nicht in die Aesthetik.

Mit der steigenden Bildung wird wahre Poesie und wahres Poetenthum immer mehr in Gefahr kommen.

Nicht so, daß wir mit Gervinus glaubten, die Poeten würden aussterben — es wäre dies gerade, als wenn man alle Schädel bei der Natur nach einer bestimmten Form bestellen wollte —, aber die Entwickelung und die Würdigung der Poesie wird in immer gesteigertere Bedrängniß kommen. Und das auch, nach unserer Ueberzeugung, nicht etwa weil die Naivetät der Zeiten und Sitten aufhören und die Cultur gegen poetische Auffassung anarbeiten wird — das sind unbegründete Sätze — nein, die Cultur wird uns nicht so viel echte Dichter verderben, als, ihrer selbst überdrüssig, unechte mit unverdienten Ehren schmücken. Darin allein finden wir die Gefahren der steigenden Cultur. Ein künstliches Zurückbleiben in der Bildung der Zeit wird jetzt schon mannichfach für wahres Poetenthum genommen. Der Eine, vielleicht eine Null als Mensch, ein Schatten in innerer Entwickelung

und die Nichtberechtigung selbst, hämmert im Laufe von einigen Jahren eine Anzahl Balladen, die den Ton des Mittelalters nachahmen; nichts weiß die Welt von ihm, als daß er zuweilen singt: „Held Sigurd ritt um Mitternacht“ und es thut der Generation wohl, daß inmitten ihrer materiellen Sorgen es noch Menschen gibt, die singen können: „Held Sigurd ritt um Mitternacht“; flugs hat man den Dichter. Ein Anderer verlegt sich auf die Märchen. Ein Dritter beginnt jedes seiner Gedichte mit einem elegischen: „Du bist wie eine Blume“ oder: „Die Sterne wollt' ich fragen“ u. s. w. An dieser Gattung von Dichtern sind wir jetzt so gesegnet, daß die Sammler von Auszügen und Blumenlesen nicht mehr wissen, wohin mit der Ueberfülle. Sogar die Ehrfurcht vor den gewesenen großen Geistern, deren Töne sie tausendfach variiren, nimmt ebendeßhalb sie auch dafür. Im Grunde aber liegt die Schuld an der Epoche selbst. Der Kummer und der Verdruß der gebildeten Welt suchen nach Ausnahmen von der üblichen Tagesordnung und kein Wunder, wenn sich sogar in der vernünftigen und überlegten Erörterung Dessen, was ein Dichter wäre, Angesichts Schiller's, Goethe's, Klopstock's, Voßens, Bürger's u. s. w. festzusetzen anfängt: Ein Poet wäre ein Mensch von einer gewissen träumerischen, der Welt absagenden Unzulänglichkeit, der uns den Gefallen thäte, noch wie ein Kind unter Blumen zu liegen, Schmetter-

linge zu haschen, im Sonnenschein zu träumen und die Sprache der Gräser, der Käfer, nur ja nicht der Zeitungen und der Börsencurse zu hören und ähnliche Kennzeichen mehr, für die es sogar an feinen, gelehrten und geistvollen theoretischen Ausdrucksweisen nicht mangelt.

Zu dieser einen Gefahr, daß die zunehmende Bildung die künstliche Kindlichkeit, träumerische Unzulänglichkeit und die verbrauchten Dichtweisen zu Poesie stemple, gesellt sich, was den Inhalt des Dichtens anlangt, die andere, daß die zunehmende Verstandesschärfe und Gedankenmäßigkeit des Zeitalters zuletzt ihr eigenes Gegentheil, das absolut Verkehrte, Unverständige und Gedankentolle poetisch nennt.

Dies ist bei uns Deutschen nicht nur, sondern auch bei der Würdigung, die der deutschen Literatur die Fremden angedeihen lassen, ganz besonders im Schwunge und eine Folge unserer alten Romantik.

Die Geschmacksrichtung der Romantik kam bekanntlich aus dem Mittelalter. Man mochte vor fünfzig Jahren, als Napoleon die Welt beherrschte, wenig Freude an der Gegenwart empfinden und ließ sich daher gern in die Tage zurückzaubern, wo andere Sitten und Meinungen herrschten. Mit allerlei Wasser-, Luft-, Erd- und Feuergeistern bevölkerte sich damals die Literatur. Legendenhaft und sagenhaft wurden alle Vorgänge des Lebens erzählt. Traumleben wurde wie Wirklichkeit dargestellt. Die letzte

Form dieser Romantik schien Hoffmann. Hoffmann stellte geradezu die Menschen auf den Kopf, ließ Hunde und Katzen, nürnberger Puppen und Automaten menschenmäßig leben und weben; das absolut Unmögliche wurde Poesie und ihr Merkmal. Diese Art deutschen Poetenthums hat sich z. B. bei den Franzosen auch seitdem so festgesetzt, daß sie durch einen „deutschen Dichter“ sogleich nur nach dem Lande der Feen, nach dem Blocksberg, nach den Geistern des Schwarzwaldes, nach den Sagen des Rheins, den Studenten von Heidelberg u. s. w. versetzt sein wollen. Was Herrn St.-René Taillandier, einem unwissenden, fortwährenden Täuschungen der in Frankreich lebenden und von Deutschland an ihn schreibenden deutschen Dichter ausgesetzten französischen Kritiker der deutschen Literatur, nicht sogleich märchenhaft, mit blauen Winden und Kornblumen umrankt, mit Falken auf der Hand und im Faustgewande in einer Hexenküche entgegentritt, macht ihm deutscherseits keinen dichterischen Eindruck. Es ist in Deutschland meist nicht besser. Ein Trauerspiel mit einem blinden Bettler, mit einem wahnsinnigen König, mit einer Blumen zerzupfenden, durch diese oder jene Umstände um ihren Verstand gekommenen Jungfrau hat sicher sogleich das Vorurtheil für sich, poetisch zu sein, mag es auch um das übrige Gebäude nach allen Richtungen hin schief und baufällig stehen.

Der Dichter hat seine eigene Art die Dinge zu betrach-

ten; er hat seine eigene Art sie zu verknüpfen. Doch darf diese Art niemals in dem Grade eine eigene werden, daß sie den Charakter des Sonderbaren und Aparten bekommt. Die Gemeinfaßlichkeit muß bleiben, das Gesetz der Natur, die Logik des üblichen Lebens darf nicht aufgegeben werden. Bei allen wahrhaft großen Dichtern ist der Verstand die erste Geisteskraft, die sie in uns anregen, denn verstanden sein wollen ist ihr erster Wunsch. Wer verstanden sein will, führt mit dem Hörer einen Denkprozeß auf, einen Denkprozeß, den er trotz aller poetischen Absichten und künstlerischen Zielpunkte zuerst doch auch in sich selber durchmachen mußte. Man wird von einer Dichtung als einer wahren Dichtung allerdings nur dann sprechen können, wenn der Verstand nicht allein angeregt wird. Eine bloße Scenenfolge spannender Verwickelungen in einem Drama allein macht noch kein Gedicht. Das Gedicht tritt erst ein, wenn die Beschäftigung des Verstandes (das erste Erforderniß jedes Dramas) auch mit eingeschlossen eine Beschäftigung der Phantasie und eine Beschäftigung des Herzens wird. Sophokles' „Antigone“ ist eine Mustertragödie, weil sie Verstand, Phantasie und Herz zugleich beschäftigt. „Das Leben ein Traum“ von Calderon, wirkt nur anregend, nie befriedigend; es beschäftigt Phantasie und Herz, verletzt den Verstand. Die Tragödien Racine's und Voltaire's sind darin unvollkommen, daß sie zwar Verstand und Herz beschäftigen,

aber nicht die Phantasie. Schiller ist darum ein so großer Dramatiker, weil er auf alle drei Thätigkeiten der Auffassung wirkte, obgleich der phantasiereiche „Fiesco“ weniger das Herz und mehre seiner großen geschichtlichen Dramen, z. B. „Die Jungfrau von Orleans“, nicht den Verstand befriedigen. Auch Goethe ist ziemlich gleichmäßig in seiner Anregung und nur in seiner „Natürlichen Tochter“ begegnete ihm das Unglück, das Herz allein anregen zu wollen, ohne daß Verstand und Phantasie die mindeste Mitleidenschaft erfuhren. Die Wirkung ist bekannt.

Es wäre hier zuletzt etwas von dem „göttlichen Unsinn“ zu sagen.

Mit diesem göttlichen Unsinn hat es folgende Bewandtniß:

Der göttliche Unsinn, der etwas absolut Widersinniges zu Tage fördert, gehört der Burleske an; derjenige aber, der etwas relativ Widersinniges doch zur Anerkennung zu bringen weiß, gehört allerdings zur Poesie, denn ihrer nächsten Natur nach ist die Poesie wenn nicht Lüge, doch die curioseste Unwahrheit von der Welt. Eine wahre Geschichte, noch so gut vorgetragen und mitgetheilt, wird niemals Poesie werden, es sei denn, daß Gott schon dafür gesorgt hat und sie so geschehen ließ, um uns sogleich einen poetischen Eindruck zu machen. Im tiefsten Grunde liegt in Allem, was ge-

schicht. Poesie. Oft auf der Hand. Meist aber muß es erst der Dichter sein, der nachgräbt und das Tiefliegende zu Tage fördert. Da allein kann sich seine Kunst und sein Beruf zeigen. Poesie ist in solchen Fällen die Herstellung eines wunderbaren Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Zufall und Absicht, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Der Dichter wird Seher, Ausleger, Prophet, Augur, Zeichendeuter, er sieht dem Schöpfer in sein Werk, er will ihm seine Allmachtskünste abgewinnen. In diesem Bestreben lassen wir, wenn er nur im Allgemeinen auf dem rechten Wege ist, ihn gern gewähren, ja wir gestehen sogar lachend und ganz befriedigt ein, daß wir dann oft nicht wissen, wo man sich mit ihm noch auf festem Boden befindet und wo plötzlich die grünen weichenden Stellen anfangen, auf denen nur Irrlichter tanzen. Einem Poeten, der ein redliches Streben hat, Gottes Sinn zu erforschen, sieht man immerhin nach, wenn er über Gottes Sinn plötzlich auf Augenblicke in den göttlichen Unsinn verfällt. In der Poesie hat der Sinn der Auslegung der Welt so sehr die Gefahr zu vermeiden, ins Witzige, der Verstand so sehr die Gefahr, ins Verstandesmäßige, d. h. Dialektische zu verfallen, daß man dem Dichter dann lieber doch noch eher den Seitensprung gestattet, sich ins Dunkel zu retten, wie es eben geht.

Ein Beispiel solcher Art vom erlaubten göttlichen Unsinn ist Shakspeare's „Hamlet“.

Die Wirkung dieses Gedichts auf Phantasie und Herz ist so überaus mächtig, daß der Verstand dabei in die Enge geräth und plötzlich wirklich Eins nicht mehr recht zum Andern paßt, während man doch die wunderbare Wahrheit des Ganzen sich nicht bestreiten kann.

Schiller's „Räuber“, die Confusion seines „Don Carlos“ gehören in dies Gebiet vom göttlichen Unsinn, der einen so großen Zauber ausübt, daß manche Nachahmer, z. B. die Schicksalstragiker oder die Magnetismusdramatiker, wie H. v. Kleist, oder die späteren Kraftgenies, wie Grabbe, den göttlichen Unsinn künstlich anstrebten. Kleist's „Prinz von Homburg“ z. B. ist durch und durch verletzend für das Herz, arm für die Phantasie und bar aller Anregung für den Verstand; dennoch mit ganz mechanisch angebrachter Hülfe des göttlichen Unsinns gewann er eine künstliche Poesie, sodaß man von dem unwahren Charakter des Stücks noch jetzt aller Orten hören kann: „Es liegt ein wunderbarer Hauch von Poesie über dem Ganzen.“

So groß ist die Macht jener Aushülfe, die in gewissen Fällen ihre Berechtigung hat, z. B. im Roman.

In Romanen, die durch Charakteristik und poetische Intention im Ganzen und Großen bezwingend wirken, läßt man noch die Maschinerie des Wunderbaren sich oft in seiner ganzen Unmöglichkeit als reizende und neckende Verknüpfung gefallen (Harfner und Mignon bei Goethe), ja verlangt sie sogar.

Ein Stück Wahnsinn und etwas Flunkern gehört zu aller Poeterei. Ein immer bedächtiger und immer weiser Poet kann, auch wenn er noch so naiv und gutgeartet wäre, zuletzt doch von Herzen langweilig werden.

Aber auch nur ein Stück Geflunker. Es sei nicht gesagt, daß der göttliche Unsinn allein den Poeten mache. Unsere deutsche Geniehaftigkeit und die studentikose Aesthetik würde sonst den Satz bald aufgreifen und uns den Parnaß vollends noch mehr verhexen und für die gesunde Vernunft unzugänglicher machen, als er schon ist.

Die Blumenlesler.

Der Deutsche, dem man nach jahrtausendjähriger Erfahrung den Beruf der unmittelbaren, instinktartigen geschichtlichen That wohl entschieden wird absprechen müssen, ist nichts destoweniger immer in der Neigung begriffen, Alles, was ihm begegnet, sich sogleich geschichtlich zu machen.

Kaum ist das Ei gelegt, so gackert die Henne schon dessen Historie.

Die Paulskirche war kaum geschlossen, kaum der Traum vom einigen Vaterland so traurig verweht und verklungen, so hatten wir schon ein Dutzend Chroniken dieser bittern Täuschung. Wenn wir mit dem Kopf und dem Herzen so rasch Geschichten machten, wie wir es mit der Feder thun, so würden wir das erste Volk der Erde sein, ein Vorzug, den wir in unsern Schulaktusreden in Anspruch nehmen.

In Frankreich und England, die doch auch eine sehr lebhafte jüngste Epoche in ihrer Literaturgeschichte gehabt haben, sieht man sich noch vergebens nach einer bereits

so fertigen Systematik der Gegenwart um, wie sie in endlosen Büchererscheinungen bei uns über die Periode unserer Literatur von 1830 an schon aufgestellt wurde. Nur wir Deutsche müssen mit jener Fluth von Chrestomathieen und Anthologieen gesegnet sein, die von Tage zu Tage höher anschwillt und schon das Allergegenwärtigste mit derselben Objectivität unter Glas und Rahmen bringt, wie den dichterischen oder historischen Werth der Nibelungen oder die Verdienste Luther's, Klopstock's, Vossens um die deutsche Sprache. Die gedankenloseste Buchmacherei hat dieser Sucht des frühen Abschlusses und der objectiven Gruppirung sich dicht an die Fersen gesetzt und uns mit einer Unzahl von Blumenlesen, Probestücksammlungen, Dichtergärten u. s. w. beschenkt, die, schon in üppigster Blüthe, täglich sich noch zu vermehren scheinen.

Denn es ist unglaublich, wieviel Spekulanten es immer in Deutschland sogleich auf einen Gedanken gibt, der einmal Einem oder Einigen gelungen ist. Nach den beiden Wakkernagel, Echtermeyer, G. Schwab, Gödeke haben wir so viel Mustersammlungen aus alter und neuer Zeit unseres Schriftenthums, daß wir uns kaum vor ihnen retten können und von zehn Lehrern der Geschichte und deutschen Sprache an unseren Gymnasien stehen noch immer drei auf dem Sprunge, die Tradition dieser Bruchstücke mit allem Zubehör stereotyper Beurtheilung, Classificirung u. s. w. ins Unendliche fortzuführen.

Die Ungründlichkeit, mit der dabei in der Darstellung unserer älteren Literaturepochen verfahren wird, ist von den quellenkundigen Forschern in gelehrten Organen oft schon zur Genüge dargestellt worden.

Man hätte auf diesem Gebiete, da Einer fast immer dasselbe gibt, was der Andere, noch eine weitere Entdeckung sich eingestehen können, die nämlich, daß die Grenze, bis wieweit die ältere und älteste deutsche Literatur so besonders gefällig und preiswürdigmustergültig zu nennen, ziemlich fest bezeichnet ist und jedenfalls den Schein, als böte man vom Löwen nur die Klaue, ausschließt. Doch dies beiseit. Das Schlimme ist nur, daß die stereotypen Vortrefflichkeiten, die man aus dem Nibelungenliede, den Minnesängern, den Meistersängern hervorhebt, sich auch ziemlich stereotyp auf die doch unendlich reichere Fülle der Auswahl aus unserer klassischen Periode erstrecken und nunmehr in ihrer Einerleiheit fast sogar schon bis in die neueste Zeit hinunterreichen, wo Einer schon dem Andern die traditionellen Sichtungen und Auslesen, die überlieferten Charakteristiken von Uhland, Platen, Lenau, Grün u. s. w. blind nachschreibt und sich nur höchstens damit begnügt, diesmal ein Herbstlied statt eines Frühlingsliedes, eine Ballade statt einer Romanze zu bringen. An eine endlich so dringend nöthige Revision dieses ganzen überlieferten Materials, an eine Prüfung der einmal von einem beliebigen subjektiven Geschmack

angenommenen Gruppirung und geschichtlichen Entwickelung denkt Niemand.

Von den Fehlern, die sich durch diese fabrikmäßigen Blumenlesen allmälig ergeben haben und als gefährliche Irrthümer sich feststellen, wollen wir einige näher bezeichnen.

Erstens befördern sie fast alle ein in anderer Beziehung, wo es nöthiger wäre, nicht beobachtetes Haften an den einzelnen Dichtgattungen, das jede eigenthümliche neue und in der Zeit begründete individuelle Entwickelung ausschließt. Von den Personen wollen wir später reden; hier muß aber die Gefahr in den Sachen gefunden werden. Sei es nun, daß diese Sammelwerke der Schulgebrauch hervorruft oder ein allgemeines Bildungsbedürfniß oder ein Unterhaltungszweck, immer bleibt es gefährlich anzunehmen, als könnte die Literatur nie mehr aus den üblichen Unterscheidungen zuvörderst schon zwischen Poesie und Prosa herauskommen. Der Vers, so vollberechtigt für sich, gewinnt gegen die Prosa immer aufs Neue ein Uebergewicht, das völlig unverhältnißmäßig ist. Diesen Anthologieen gegenüber wird der Thatsache, daß die moderne Dichtung sich weit mehr in der Prosaform, als in gebundener Rede literar- und culturhistorisch zu entwickeln hatte, nicht im Mindesten Rechnung getragen, im Gegentheil der alte Schematismus der Dichtgattungen wird in einer Form fortgeführt, die von dem wirklichen

geistigen Gähren und Streben der Nation ein völlig verkehrtes Bild entwirft. Wie schwer ist es z. B. in Sammelwerken dieser Art von dramatischen Dichtungen einen unterhaltenden, „Schule und Haus“ befriedigenden Gebrauch zu machen! Man gibt einzelne Scenen, aber sie sind entweder lyrisch und darum grade dramatisch musterungültig, oder sie sind wirklich dramatisch und dann so aus dem Zusammenhange gerissen, daß sie für sich nicht verstanden und folglich von andern Blumenleslern meist auch lieber frischweggelassen werden. Ergibt sich nun daraus nicht schon die größte Ungerechtigkeit gegen diejenigen dichterischen Offenbarungen, denen nun einmal wie z. B. in älterer Zeit Heinrich von Kleist, das Drama nur als die vorzugsweise Form ihrer Bewährung für die Nation gegeben war? Natürlich wird dann ein solcher nicht in kleinen Portionen zu verzettelnder Autor immer mehr dem allgemeinen Interesse entrückt und in seiner dichterischen und literarhistorischen Bedeutung für die Nation gegen alle die verkürzt, von denen grade der Sammler das Meiste zur Herstellung seiner Vollständigkeit in den überlieferten alten Dichtgattungen, und ohnehin oft mit ganz unliterarhistorischen Nebenzwecken benutzen kann.

Zweitens aber ist die gefährliche Verschiebung des wahren Sachverhaltes in den Personen bedenklich. Die Blumenlesler ziehen Namen groß, die ohne die ihnen

hier geborgte künstliche Treibhauswärme nie anders, denn nur als Ephemeren existirt hätten. Ein gediegener Literarhistoriker wird sich selbstredend keinen Autor entgehen lassen, der, wenn auch noch so wenig in den Vordergrund einer allgemeineren Theilnahme des Publikums gestellt, irgendwie eine sinnige Begabung verrathen hat. Er wird ihm aber doch nur eine seinem Talent entsprechende Stellung geben. Die Blumenlesler dagegen und die aus ihnen die neueste Literaturgeschichte wieder Zurückschreibenden — denn das geschieht meisterlich — stellen, zu ihrem Vertretungszwecke der Gattungen, frischweg allerhand kleines Gesträuch neben kräftige Stämme und befördern dadurch eine Ueberhebung des Unbedeutenden, die nach allen Seiten hin schon Verwirrung angerichtet hat. So schleppen sich gegenwärtig mehre Dutzend noch lebender oder jüngst verstorbener Namen durch die neueste Literaturgeschichte, die ihren Ruf lediglich einigen zufällig bequemliegenden Auszügen in den Blumenlesen verdanken, grade wie sich in den alten Literaturgeschichten immer wieder Namen, wie Abbt, Alxinger, Bronner, Conz u. s. w. finden, man möchte glauben, als verdankten sie ihre nicht sterbenwollende Erhaltung der alphabetischen Ordnung in den Wörterbüchern, zur Freude der spekulativen Buchhändler, die Bibliotheken „deutscher Classiker" ankündigen und statt Schiller, Goethe, Lessing, Wieland, Herder, die sie nicht bringen dürfen, zur Füllung der Bücher=

brette die Schriften dieser dii minorum gentium nachdrucken.

Drittens entsteht aus diesem Mißverhältniß der Personen und der Materien eine Verwirrung der Prinzipien, an der uns das Meiste zu leiden scheint, was seitdem über die Geschichte der Literatur dieser letzten zwanzig Jahre objectiv und historisch kritisch aufgestellt worden ist. Die Blumenlesler brauchen Namen. Wo finden sie deren mehr als in den Gärten der Lyrik? Hier wuchert es ja von Balladensängern, Frühlingssängern, Spruchpoeten bunt durcheinander, und nicht genug, daß diese Tag- und Nachtfalter froh sein sollten, ein kurzes heiteres Dasein in jenen Anthologieen zu genießen, sie drängen richtig auch der Literaturgeschichte mit ausgerollten Flügeln zu und geben ihr jenen falschen Ueberhang zur gebundenen Rede, die nachgerade für alle Literatur unausschlaggebend sein sollte, wenn sie nicht das Rechte bindet. Die gebundene Rede muß doch wahrlich in unsern Tagen betrachtet werden wie eine allgemeine Bildungsfolge, die ganz dem Dilettantenthum innerhalb der bildenden Künste und der Musik entspricht. Man kann sich und die Seinen mit der Fähigkeit den Pinsel zu führen, die Geige zu streichen, erfreuen, ohne dadurch irgendwie in einen Zusammenhang mit der Kunstgeschichte zu kommen. Ebenso gibt eine Sammlung von Versen, und wäre sie immerhin voll Wohllaut, ja sogar voll Gefühl und Wärme, doch nicht den geringsten An-

spruch auf den Einlaß in die Literaturgeschichte, falls diese Verse nicht zugleich etwas ausdrücken, was allen Gemüthern eine bedeutende Stimmung, der ganzen Zeit ein großes Abbild ihrer selbst gibt. Ein Ich muß schon besonders weltumfassend, ein Nicht-Ich schon eigenthümlich ergriffen sein, wenn es durch seine lyrische Behandlung einen Anspruch auf die Literaturgeschichte verdienen will.

Die übermäßige, durch die Blumenlesler beförderte Begünstigung der Lyriker in unserer neuesten Literaturgeschichte hat die sonderbare Erscheinung veranlaßt, daß wir mit Hülfe einer richtigen Erkenntniß Goethe's, Shakespeare's, der Alten und mit Hülfe von Gervinus, Vischer und nun gar erst der Leipzig-Berliner kritischen Schule die Romantik glaubten überwunden zu haben und doch in unserm literarhistorischen Urtheil, in unserer Anerkennung und Gruppirung des neu Vorhandenen immer noch bis über die Ohren, die Sommernachtstraumohren des verzauberten Webers Zettel, im Romantischen stecken. Der Unterschied ist einzig der, daß die alte romantische Verzückung einen mystisch-religiösen Beigeschmack hatte, die moderne neueste so zu sagen einen mystischen, verhimmelnden Naturbeigeschmack. Die Romantik der Tieck, Novalis, Brentano umging die Wirklichkeit oder nahm sie nur wie den bösen Traum, nur wie das Alpdrücken einer ganz andern, hinter Fels und Stein, Baum, Busch, Blüthe,

Sprache, Geschichte, Leben verborgenen Welt und einer wenigstens dichterisch wahr sein sollenden Wirklichkeit. Unsere neueste Romantik dagegen ist über Religion, Staat, Geschichte, Lebensbedingungen aller Art sattsam aufgeklärt, läßt sich da keinen Stein mehr als Brot, kein Wasser mehr als Wein auftischen wie damals, als die Görres, Schlegel, Haller die Romantik auf die Würdigung und Umgestaltung der Wirklichkeit anwandten; aber die Lust am Dämmernden, am Unwahren, flimmernd Verschönten bricht in den Anforderungen an die Poesie und die Kunst doch so sehr immer wieder durch und bannt uns immer wieder, ästhetisch, in dem Spuk- und Zauberreiche der Romantik fest, daß wir fast überall Poesie und Romantik gradezu verwechselt finden. Die zeichnenden Künste sind einstweilen doch so aufrichtig, einzugestehen, daß sie den Boden der Romantik wirklich noch nicht verlassen haben. Da spreche man einem deutschen Maler von dem hohen sittlichen Ernst z. B. des neuesten Bildes von Gallait: der Besuch der brüsseler Bogenschützengesellschaft am Leichnam Egmont's; man führe ihm an diesem erschütternden Kunstwerk den auch im Künstler vorauszusetzenden Zusammenhang mit einem hohen, weltumfassenden Zeitblick, einer charaktervollen Innerlichkeit und einer gesinnungsernsten Wärme des Gemüthes, das eine solche Scene treu ausführen konnte, vor, und man wird denn doch richtig von ihm die Antwort bekommen, was das wäre

gegen unsere schöne ins Blaue tastende, verdüftelte, auf sich selbst bezogene, der Gegenwart entschlüpfende oder sie als das absolut Unpoetische zurückweisende Romantik und die hohe Weisheit unserer Kunstschulen! Hier ist das Haften an der alten Lehre ein doch noch eingestandenes. Kaulbach, der sich aus der bei ihm von den Bestellern vorausgesetzten Romantik zu einem historischen Weltblick und vorläufig zum Humor, d. h. zur Selbstironie herauszuarbeiten sucht, Lessing, der nach einer geschichtlichen Wahrheit, wenn auch mit etwas nüchterner Einfachheit, strebte, beide werden von den Schulen geradezu angefeindet, von den Schulen, die einmal von den Heiligen, den Legenden, den Märchen, den Nixen und Elfen nicht lassen wollen und die Geschichte, wenn sie sie doch berücksichtigen, nur in chronikalischer Naivetät, wie bei Moritz von Schwind, nicht als philosophischen Pragmatismus dem Künstler gestattet wissen wollen. In der Dichtkunst ist man aber nicht so aufrichtig. Hier sagt ein Jeder, etwa Eichendorff, den alten Burggrafen der Romantik, ausgenommen, die Romantik wäre besiegt, wäre abgethan, rein todtgeschlagen von Ruge und minder grimmigen Aesthetikern; aber dennoch werden alle romantischen Kriterien lustig beibehalten und bei der Abschätzung des Neuen ganz gewiß nicht bei Seite gethan. Diese Thatsache ist so erwiesen, daß z. B. Heinrich Heine, der doch eine neue Aera unserer Literatur begründet haben will und es nach

einer gewissen Richtung hin auch gethan hat, doch für die wirklich maßgebende, culturhistorische Poesie so gut wie Nichts hervorgebracht hat. Weil er, trotz seiner unausgesetzten, witzigen und treffenden Polemik gegen die Romantik, doch nur die alleräußersten und verdächtigsten Kennzeichen der romantischen Manier abstreifte, sonst aber mit seinem Singen und Dichten, Gehaben und Gebahren im Apparat der Romantik festgeblieben ist. Oder wo anders erhebt sich Heinrich Heine zu derjenigen Poesie, die man vorzugsweise als die seinige bezeichnet, als da, wo er die Sagen, die Nixen, die Palmenbäume, die Lotosblumen, die Loreley's, die Hexen, die Waldschauer, die Todtengerippe, die wahnsinnigen Geiger, die Nekromanten, ja sogar die Arnim'schen Golems u. s. w., kurz den ganzen Apparat der deutschen Literatur von den neunziger Jahren bis 1812 in Anwendung bringt und zur Unterlage einer träumerisch — nebenbei gesagt, haltlosen, in jedem Gedichte sich mit dem vorigen widersprechenden — Subjectivität macht! Bei so viel Unselbständigkeit war es wahrlich nicht nöthig, daß Heine über Tieck und jenen weißen Zelter spottete, auf dem die Fee Romantik durch den deutschen Zauberwald ritte.

Auch neuere Literaturgeschichten gibt es, die den romantischen Standpunkt überwunden zu haben glauben und doch keine anderen Kriterien in der Beurtheilung des Genius haben, als romantische. Von einem so speciell

auf den Beifall der christlich-germanischen Unterrichtsministerien angelegten Buche, wie dem des Predigtamtskandidaten Barthel in Braunschweig, sollte man hier kaum reden; — denn unbedeutende, oft an's Faselnde streifende Gelegenheitslyriker werden hier als Incarnation des Naiven und Naturwüchsigen in Folge unserer Blumenlesen sogar kapitelweise abgehandelt! — Aber auch Professor Hillebrand in seiner vielgerühmten Literaturgeschichte entbehrt für die Gruppirung des Neuen jedes durchgreifenden Principes. Er läßt sein wissenschaftlich beginnendes Werk gegen das Ende hin in ein Durcheinander von Namen auslaufen, bei denen er die Würdigung ihrer Leistungen immer nach der ihn gerade anmuthenden Geschmacksstimmung gibt und diese subjektive Stimmung ist bei ihm durchweg trotz seiner Goethevertiefung keine andere, als eine romantische.

Denn gehen wir nur einen Schritt weiter und gestehen uns — in welcher Form tauchen denn die alten gebannt geschienenen Spukgeister aus jenem bekannten Mümmelsee der Romantik, in den man sie versenkt glaubte, wieder empor?

Die Kritiker haben die Heiligenscheine, die Waldkapellen, die unsichtbar läutenden Glocken, die blauen Blumen, die Tiegel und Retorten der Naturmagie in einen See geworfen, wie einst der heilige Gallus die Idole der Heiden in den Bodman, aber sie steigen als neue Ge-

spenster, in modischer Tracht, wieder aus den Fluthen und wandeln unter uns mit außerordentlich beliebten Tagesnamen, gang und gäben Allerweltspässen, geherzt, gekost, mit Blumen und mit knitterndem Rauschgold behangen. Neue Romantik! Vergebens such' ich einen deutschen Namen für eine sprechende Bezeichnung dieser neuen Moderichtung. Ich will einen englischen wählen und das, was ich meine, genauer bezeichnen: an die Stelle der alten Romantik ist das englische Lovely getreten.

Lovely! Wer hat dies Wort nicht schon den Lippen einer Engländerin süß entfließen hören und noch süßer entfließen sehen! Denn beides muß man, wenn man den eigenthümlichen schmelzenden Ausdruck dieses Wortes recht erkennen will. Lovely! Es ist, als spräche nicht nur die Lippe, sondern der ganze Mensch und die Augen verwandelten ihre Strahlen in Hauche und die Hauche würden Musik und die ganze Erde klänge im Entzücken nach. Lovely! Das ist nicht etwa das einfache Sweet, das Süße und Anmuthige nur so obenhin und im Allgemeinen, nicht unser deutsches Lieblich, mit dem wir nach kurzer Freude und heiterm Genusse bald zu Ende sind: sondern es ist ein Beiwort, das wie Sonnennebel zerfließend eine ganze Fernsicht vergoldet, den ganzen Menschen in Wonnebeben versetzt und den Gegenstand, der ihm das entzückende Wort abgewinnt, auch von aller irdischen und gemeinen Alltäglichkeit losbindet. Lovely! ruft

die Engländerin **nicht** überall da, wo man früher Romantisch! seufzte. Es ist ein Unterschied zwischen dem Romantischen und dem Lovely. Das Erstere paßte auch für eine wilde Bergschlucht, ein rauschendes Gewässer, einen düstern zerrissenen Engpaß, die Via mala in Graubünden. Dies schauervoll und ahnend durch die Natur Hinübergetragenwerden in eine poetisch andere Welt war das Zaubervolle der alten Romantik. Die neue, die Romantik des Lovely, will nur das Naive, das Süße, das Liebliche, das **Liebe**. Die Lurleyfelsen sind romantisch, das Rheinthal bei Basel ist lovely. Ein Album mit Kinderköpfen, mit Mädchen, die Blumen brechen, mit Kindern, die sich auf einem Kahne durch Wasserlilien schaukeln, ist lovely. Eine italienische Winzerwohnung mit einer madonnenartigen, unter Weinlaub ihr Kind säugenden Mutter, eine neapolitanische Fischergruppe mit einem jungen Bräutigam, der die Mandoline schlägt, aufhorchenden Mädchen und menschlich interessirten Hunden ist lovely. Selbst vor einer verdutzten Schafheerde von Verboekhoven kann man den Ausruf hören: Wie lovely!

In Kunst und Literatur waltet jetzt das Lovely, so zu sagen eine Art Rokoko des Romantischen. Es ist darin von der Romantik gerade so viel beibehalten, als mit unserem geistigen Indifferentismus, mit unserem oberflächlichen Sinnengenuß, unserer Abneigung vor allem Extremen, besonders bei den besitzenden Klassen, zusammen-

gehen will. Wenn Shakespeare der Dichter wäre, für den man ihn nach den Blumenlesen halten könnte, ein Phraseolog über die Träume, die Süßigkeit des Schlafes, die Lieblichkeit der Jugend u. s. w., so wäre er der rechte Laienbrevier-Dichter dieser Tage. Aber was Shakespeare, was Byron! Die neueste englische Literatur ist überreich an empfindsamen, dazu natürlich religiös-gefärbten Ergießungen im Interesse des Lovely, und was müht sich nicht der Pinsel und die Aetznadel der Stahlplatte, diesen süßen Bedürfnissen der empfindsamen Fashion entgegenzukommen! Die Franzosen fingen ihr Lovely mit Grandville's Zeichnungen an: Blumen als Sterne, Blumen als Frauen, zuletzt auch Sterne sogar als Frauen. Das nationale Gepräge fehlte hier freilich nicht. Durch alle lieblichen Idyllenwelten der neuesten Pariser Frauenbilder guckte immer wieder die Grisette hervor; wie bei Eugéne Sue, der auch im Interesse des Modegeschmacks mit einer Lovely-Figur hervortrat, der Blumen-Marie, die denn freilich in aller Unschuld, nach einmal nicht zu tilgendem Realitätsdrange der Franzosen, doch zuletzt eine Hetäre war. In neuester Zeit ist aber Georges Sand, die metamorphosenreiche, ganz zum Lovely übergegangen. Sie schreibt Kindermärchen trotz Andersen, Dorfgeschichten trotz Auerbach. Aber man müßte sehr wenig, sowohl die wirkliche Natur wie die Natur der Pariser Komödie kennen, wenn man der Meinung sein sollte, die Sand hätte

nun etwas Wahreres und Bedeutenderes aufs Tapet gebracht als früher ihre leidenschaftlichen Dichterinnen und weltschmerzlichen halben Courtisanen waren. Die letzteren waren für die speculative Ueberkraft der Zeit, ihre positive Entwickelung, ihren Wahrheitsdrang selbst in ihren Irrthümern und Abnormitäten bedeutender, als diese jetzige wahr sein sollende Pariser Natur vom Lande, diese altkluge Unschuld, bewußte Lieblichkeit, die weit eher ein Rückfall in eine ohnmächtige Stagnation des Schaffens und eine nichtssagende Ideenleerheit ist, ein Rückfall, der für Georges Sand das werden kann und wird, was für unsere Mecklenburger Gräfin nach ihrem Babylon ihr jetziges Jerusalem geworden ist.

In Deutschland blüht das Lovely nunmehr so üppig, wie weiland die Romantik. In der Malerei braucht man nur in die erste beste Kunstausstellung oder an die ersten besten Aushängefenster eines Kunstladens zu treten, um gleich diese allgemeine Sucht nach dem Lieblichen à tout prix wahrzunehmen. Den Bildhauern bei ihrer beschränkten Wirksamkeit, bei ihrem so sehr bedingten Eingreifen in das praktische Bedürfniß wird man ihre betenden Kinderchen, ihre schlummernden Engel, ihre Schwäne umhalsenden Knaben, ihre Amors und Psyches nicht verdenken können, um so weniger, als gerade dem ernsten Stein und Metall der liebliche Ausdruck abgewonnen werden muß, um nur überhaupt dem Leben nahe zu kommen.

Aber die Maler! Die sonntagsgeputzten Hessenmädchen von Van der Embde stehen nicht mehr allein am Brunnen und zählen am Blumenblatt ab: liebt er mich, liebt er mich nicht? liebt er mich von Herzen oder mit Schmerzen? Welche kokette Sippschaft ist schon aus allen möglichen Stationen des Lebens diesem sentimentalen Bauernmädchen im Sonntagsmieder gefolgt! Wie viel Buchsbaumholz wird schon verschnitzelt zu Illustrationen, die erbaulich und beschaulich mit Turteltäubchen und Schmetterlingen dem süßen Lovely huldigen! Und die Musik! In der ausübenden war die Königin des Lovely Jenny Lind: sie, der volle Ausdruck dieses Bedürfnisses nach unbestimmt schmelzender Sehnsucht; sie, die in zierlichem Taschenformat und Albumsgeld gebundene, also unmögliche, Ausgabe der wilden Norma; sie, die dem Land of the Whest Alpenecho, Kuhreigen, östliche Romantik sang!' Und Felix Mendelssohn Bartholdy, war dieser nicht der fashionabelste Componist des Lovely? Robert Schumann verschwimmt im Süßen, schon in seinem rosenrothen Paradies und der Peri, und jetzt vollends erst in einem Oratorium, das, wie berichteten die Zeitungen? den Traum einer . . . ich weiß selbst nicht, Blume oder welcher Leblosigkeit ausdrücken soll. Von unserer Unsumme fashionabler Lieder, die mit den lyrischen Blumenlesen von Wien und Berlin aus Hand in Hand gehen, ganz zu schweigen. In der Literatur hat uns der sentimentale,

süßlichnaive Norden Andersen und König Renés Tochter gebracht. Wo man hinsieht, macht Glück fast immer nur das, was entweder für das Lovely wirklich geschrieben ist, wie Stifter's Studien, Redwitz' Amaranth, Kinkel's Otto der Schütz, Puttlitz' Was sich der Wald erzählt, oder das, was an sich tiefer angelegt, doch im Sinne des Lovely ausgebeutet werden kann, wie die Richtung, die Auerbach glücklich fand und auf der ihn sein dichterisch ernster, in Principien gewissenhafter Genius bewahren möge, auch seinerseits ins Lovely zu verfallen, wie z. B. neuerdings in einer Novelle, wo er ein einfaches Begegnen und harmloses Sichfinden guter, aber gewöhnlicher Menschen auch sogleich im Lovelystyl mit dem Titel überschrieb: „Liebe Menschen."

Wer wird leugnen und unsern Blumenleslern bestreiten, daß das Liebliche im poetischen Schaffen Berechtigung hat? Allein gefährlich ist es, wenn man eine ganze Zeitrichtung diesen Ueberhang gewinnen und sich so bequem schon in dem Satz abfinden sieht, das absolut Anmuthige als das erste Erforderniß aller künstlerischen und dichterischen Wirksamkeit anerkennen zu sollen. Das Anmuthige hat schon in der bildenden Kunst an der Wahrheit seine Grenze, in der Architektur sogar am Zwecke, wie viel mehr in der Dichtkunst, die an den ganzen Ernst des Lebens anknüpft, das Leben zwar nicht unmittelbar, wie es ist, verbrauchen darf, sich es aber auch nicht künstlich zurecht-

legen, durch Verblümen oder Vertuschen verschönern darf. Der Sturm ist wahrlich nicht Lovely, ebensowenig wie die Passion von Bach. Am allerwenigsten aber Lovely ist der Gedanke, derselbe ringende, bewegende, schöpferische Gedanke, der noch zu allen Zeiten in der Literaturgeschichte mit der Form allein maßgebend Hand in Hand gegangen ist und in dem Grade die Förderung aller Kunstbewegung war, daß Goethe schon von sich gestehen mußte, er habe zu allen Zeiten durch den Stoff immer in erster Stelle gewirkt und in zweiter erst durch die Behandlung.

Eine Einseitige Literaturgeschichte, nur im Interesse der Sprache, wie uns die Blumenlesler glauben machen wollen, gibt es nicht. Was kann man groß von dem eigentlichen Werthe Schiller's, Goethe's, Lessing's in einer Anthologie unterbringen? Sprachproben sind leicht gegeben, Geistes- und Richtungsproben viel schwieriger, und nur einigermaßen erschöpfend sind sie ganz unmöglich. Wer jetzt schon eine Geschichte unserer zeitgenössischen Literatur fixiren will, hat vor Allem zu horchen und zu lauschen auf die großen objektiven Richtungen des Gesammtgeistes der Nation und der Zeit selbst. Er hat diesem Geiste die Träger und berufenen Organe in Kunst und Wissenschaft unterzuordnen. Er muß prüfen und sich vorsehen, ob er geneigt sein darf, irgend einer dichterischen Subjectivität, ihrem aparten Leben

und Streben zu folgen, hinzuhören auf mancherlei Einzelnes, was ihr immerhin gelingen mag, aber in dem großen wichtigen und nothwendigen Ganzen wie ein Tropfen verschwindet. Er hat vor Allem jenen Universalismus festzuhalten, durch den sich alle unsere großen Köpfe, die für die Literatur tonangebend wurden, auszeichneten. Unsere Literaturhistoriker, die nach Blumenlesen Geschichte schreiben, machen es gerade so, wie wenn ein Kunsthistoriker der neuen Zeit Overbeck, weil er nichts seinem Geschmacke Zusagendes oder auch, objectiv genommen, nichts absolut Vollendetes geschaffen hätte, geringer fassen wollte, wie z. B. den in seiner Art vollendeten Schlachtenmaler Heß, oder den in seiner Art vollendeten Architekturmaler Quaglio, oder einen vollendeten Seemaler wie Achenbach. Allen diesen Fähigkeiten wird eine Stelle gebühren voll Auszeichnung, aber eine Verschiebung des Schematismus in der Kunstgeschichte, eine Störung der genetischen Ordnung durch die im Einzelnen vollendeteren Fähigkeiten, als die unvollendeteren, aber im Ganzen befruchtenderen, würde mit Recht als ein thörichtes Unterfangen gerügt werden. Unsere Literaturhistoriker verfahren aber so. Sie geben z. B. Tieck's Novellen als einen interessanten Anhang zu Tieck's romantischer Zeit und schildern breitspurig den unbedeutenden Chamisso als einen Ausdruck der Literaturgeschichte von 1820 bis 1830, während diesem nur eine

bescheidene Stellung in irgend einer Seitenkapelle zur Erbauung für etwaige Liebhaber an derartigen Schöpfungen, wie er sie nach einer Weltfahrt später in der Bequemlichkeit seiner Promenaden im botanischen Garten von Berlin brachte, gebührt, Tieck's Novellen dagegen den einseitigen, aber eigenthümlichen dichterischen Ausdruck jener ganzen Restaurationsperiode darstellten. Der Rückblick auf die ältere Literaturgeschichte in ihrer jetzigen Gestalt lehrt hier das allein Richtige. Wer spricht von den Nachahmern Klopstock's, von Denis und Willamov, und wollte z. B. selbst Friedrich Nikolai jetzt noch so kurz abfertigen, wie wir es nach den Traditionen der romantischen Periode von den Schlegels her gewohnt waren? Goethe's Spott auf Nikolai wird nicht hindern, dem von ihm vertretenen Geiste der Aufklärung, seinen Nachahmungen der englischen Romanhumoristik, seinem Zusammenhange mit Mendelssohn und Lessing eine Aufmerksamkeit zu schenken, die nicht bloß in einer Note zum Text abgemacht ist, sondern organisch mit zur Gliederung des Allgemeinen gehört. Es wird damit nicht gesagt werden, daß man Nikolai und die Seinigen über die Gebühr erhebe, es soll nur an einem Beispiel gezeigt werden, wohin unsere Literaturhistoriker der halb noch embryonischen Neuzeit ihr Auge zu richten haben, wenn sie sich für ihre Arbeit einen organischen Schematismus denken und mehr als ein Register von nach Willkühr und persönlichem Geschmack beurtheilten Namen geben wollen.

Integrirend in diesem Universalismus, muß der zweite Hauptnachdruck dann freilich auf die Kunstgattung als solche gelegt werden. Erst immerhin die Personen, falls sie Träger einer großen objectiven Idee und jenes ebenbezeichneten Universalismus sind; dann aber die Sachen, auf die es in der Kunstgeschichte ankommt, in der Dichtkunst das Drama, der Roman, die epische, die lyrische, didaktische Dichtung. Dilettantismus fürchtet sich vor allem geschlossenen Schaffen. Er wird immer darauf zu ertappen sein, daß er der Literatur als einem großen, ernsten, bedeutsamen Begriffe aus dem Wege geht. Es hängen an allen Säulen des Tempels der Unsterblichkeit Kränze; sie winken und locken, und täppisch genug ringen auch Tausende nach ihnen, Tausende ohne Beruf. Von diesen reden wir nicht. Aber von denen müssen wir reden, die einen Beruf haben sollten, diese Kränze zu gewinnen und mit scheuem Blicke dieser Arbeit aus dem Wege gehen. Es ist doch wohl im hohen Grade charakteristisch für die Stellung, die manchen Lyrikern einzuräumen sein wird in der Literaturgeschichte, daß sie bei allem einzig auf ihr Dichten gerichteten Trachten, bei vollster Zeit und Muße, bei Gelüst und aller Neigung, es nicht dahin bringen, ihr Talent auch in einem Epos, einem Drama, im geregelten Romane zu bewähren. Wer ein deutscher Dichter sein will und nur Verse schreiben kann, nicht wie Goethe, Schiller, Lessing, die

Schlegel, Tieck, Platen, Immermann, Heine auch eine eigenthümliche, inhaltreiche, gedankenvolle Prosa, für den würd' ich das Thor des Ruhmes prüfend nur erst halb offen lassen und schriebe er die wohllautendsten Verse; ich würde lange mit ihm parlamentiren, was das für ein eigenes stelzenfüßiges Wesen in ihm wäre, das ihm nur erlaubte, immer in ungewöhnlichen Bildern zu reden, welche Gesundheit oder Krankheit diesem pathologischen Zustande, diesem halben Starrkrampf der Bildersucht zum Grunde liege. Ich würde solche à la Anastasius Grün zusammengeschweißten Verse lange betrachten, bis ich darin die Nothwendigkeit entweder einer einmal so und nicht anders gewordenen subjectiven Complication des Autors, oder die Nothwendigkeit eines objectiven, damit der Poesie wirklich zu Gute kommenden Factums anerkennte; denn wo ist z. B. von Anastasius Grün ein Epos vorhanden, das an Leichtigkeit, Grazie, Anmuth sich mit jenem, wenn auch recht arg koketten, doch künstlerisch geschlossenen Otto der Schütz vergleichen könnte? Und sage man, was man gegen die Amaranth von Redwitz sagen muß, es ist die gewissenhafte Einhaltung einer Kunstform in ihr anzuerkennen. Dieser junge Dichter verstimmt uns sattsam durch eine frühreife Altklugheit in der Beurtheilung solcher Lebensfragen, in denen wir seit Menschengedenken die Jugend immer nur freier und heiterer urtheilend gewußt haben; er verleidet uns

sehr den Genuß seines Buches von der Mitte an durch eine Absichtlichkeit, die sich wie auf Bestellung in dem Bann einer ascetischen Beschränkung hält; er arbeitet, was die Form anlangt, leider wie nach Bildern in der Art der Bilder des duftverschwommenen, hellfarbigen Foltz oder anderer Münchner oder Düsseldorfer Conterfeien Uhland'scher und Goethischer Balladen, die er von der saubern Farbe abzuschreiben scheint, so daß selbst das Rossezäumen und das Walten in Küche und Keller bei ihm wie mit Glaçéhandschuhen vor sich zu gehen scheint; er überfluthet uns ferner mit einer solchen Fülle von kostbaren, aber schon etwas gemein gewordenen Gleichnissen und Beiwörtern, daß wir aus dem Azurblau, dem Purpurroth, dem Smaragdgrün, der Karfunkelgluth nicht herauskommen und zur Freude einer geringen und mittleren Bildungsstufe die einfachsten Begriffe nicht mehr natürlich, sondern durch ein Bild ausgedrückt finden (z. B. nie von einem „Mädchen“ hören, sondern immer nur von einer „Blume“ oder einem „Stern“). Allein, abgesehen von dem Unmuthe, den es uns einflößt, unser reactionäres Zeitalter solchen raffinirtberechneten Schöpfungen nachtrachten zu sehen, an solchen Auffassungen die Frauen namentlich wie an einem krystallhellen Wiesenquell sich niederlassend und daran sich erquickend anzutreffen, wird man dennoch einigermaßen beschwichtigt immerhin durch das Zugeständniß von Fleiß und Composition, das man

jenem Gedichte machen muß. Es ist ein Opfer auf dem ständigen Altar der Musen, eine gesammelte ernste, feierliche Stimmung hat sich hier Propyläen zu einem ernsten Lebenscultus der Kunst erbauen wollen; es ist mehr als Dilettantenwerk, sucht einen bedeutenden Inhalt auszutragen, nimmt an der Literatur als solcher einen Antheil und überragt in dieser Hinsicht manche vielgepriesenen Gedichte, von denen man bis zu dieser Stunde, trotz ihrer zahlreichen Auflagen, noch nicht weiß, wozu sie überhaupt da sind und was sie Anderes bedeuten können, als jenes gerügte der Literatur aus dem Wegegehen.

Nach dem Augenmerk erstens auf die Universalität, zweitens auf die dauernde Hauptberechtigung der Kunstformen, an denen Richard Wagner und seine wortgewandte Dialektik vergeblich rütteln und schütteln wird, wäre endlich drittens der verfrühten Geschichtsschreibung der neuesten Literatur die Aufgabe zu stellen, daß sie die Geschichte dieser Literatur, die äußere Chronik, von der Darstellung selber trenne. Die synchronistische Methode schon in der Weltgeschichte bietet allerdings den Reiz der lebendigsten und anschaulichsten Darstellung, aber sie kann, allein festgehalten, zu einer großen Ungerechtigkeit gegen die factischen Bestände führen. Die Geschichte des siebenjährigen Krieges ist nicht die erschöpfende gleichzeitige Geschichte Preußens und Oesterreichs. Die Chronik wird sich unter der Hand des Forschers immer

in der Art in Geschichte zu verwandeln haben, daß sie nur als das zufällige, äußere, anekdotische Symptom von viel bedeutenderen Hauptsachen erscheint, die mit Jahreszahlen und Namen allein nicht ausgedrückt sind. Ebenso sind in der Literaturgeschichte einzelne Ereignisse, z. B. der Hainbund und das Verbrennen der Werke Wieland's, die Sammlung einiger tonangebender Geister in Weimar, nicht die Literaturgeschichte selbst, sondern höchstens das Gerippe ihrer Darstellung und eine Erleichterung derselben. In neuester Zeit vollends sind Chronik und wirkliche Geschichte der Literatur um so mehr zu trennen, als die geistige Arbeit in immer schroffere Widersprüche mit dem Gegebenen tritt und sich dem Wirken des Genius Thatsachen an die Fersen setzen, die nicht immer zu seiner eigensten nothwendigen Natur gehören. So findet man z. B. in allen neuesten Literaturdarstellungen mit großer Umständlichkeit Auseinandersetzungen über ein „junges Deutschland" gegeben, das im Wesentlichen doch nur ein chronikalisches Interesse hatte und auf die Beurtheilung der zu ihm gerechneten Schriftsteller nur von vorübergehender Bedeutung ist. Weil man sich nicht entschließen kann, diesen noch dazu fingirten Bund als eine rein mehr der politischen Chronik angehörende Thatsache zu behandeln, rächt sich im Verlaufe der weiteren Geschichtsentwickelung, die man schon versucht hat, gewöhnlich dann der Schematismus, nach dem man doch zielt, durch Wie-

derholungen aller Art und ein Nebeneinandergruppiren von Namen, die nicht zusammengehören, bis zuletzt die voreilige Geschichtsdarstellung in das ganze Chaos der Blumenlesler verfällt, die bunt durcheinander würfeln, was sie nur zu ihrem Schul- oder Lehr- oder Unterhaltungszwecke irgend brauchen können.

Schließlich sei noch an Goethe's Merksätze über das Dilettantenthum erinnert! Er hielt eine Schrift gegen die Dilettanten für nothwendig im Jahre 1799, wo die Menge neu entstehender Taschenbücher und Zeitschriften, verbunden mit der die Gemüther in Unruhe und Gährung versetzenden, zunehmenden historischen Bewegung, eine Art von ausgedehntester Brutwärme für ein Uebermaß unmotivirter Production verbreitete. Alles wollte damals schreiben, sprechen, rathen, dichten, sich hörbar machen. Wir befinden uns in einer ähnlichen Zeit und mahnend genug stellt sich somit dem Kritiker die Pflicht, abzuwägen zwischen dem allerdings bestehenden Urrechte der freien Persönlichkeit und ihres Wollens und Wirkens (dem Uhland'schen: Singe, wem Gesang gegeben!), und der principiell bedingten, durch den wirklichen objectiven Werth zur zünftigen Bedeutung erhobenen geistigen Arbeit.

Die Epigonen.

Schiller und Goethe — sind gewesen.

Die Möglichkeit, daß noch einmal wieder Dichter auftauchen, die wenn auch nur auf einige Zeit Deutschland so ergreifen und beschäftigen wie Schiller und Goethe oder wie noch jetzt etwa Humboldt die Naturwissenschaften, Liebig die Unterscheidung der Stoffe, Jakob Grimm die Sprachforschung beherrscht, eine solche Möglichkeit kann kein Deutscher, der die großen Entwickelungen seines Volkes und die Kraft der Schultern kennt, mit denen Einzelne unsers Stammes oft ganze Epochen trugen, in Abrede stellen wollen. Für den Augenblick aber stehen die olympischen Stühle leer.

Einige ältere Dichter leben noch.

Immergrüne Kränze schmücken ihre greisen Schläfe.

Arndt wirft noch manches kräftige, oft gereimte Wort in die Zeit; aber ein großer Ausdruck derselben ist sein sonst frischer und männlicher Genius nie gewesen.

Tieck war dem werdenden Geschlecht völlig abgewandt, sammelte nur und legte sich mit Behagen die schöne Vergangenheit zurecht.

Uhland, der Dichter der Natur im Sonnenschein, reist wohl noch durch deutsche Lande, aber mit dem beflissensten Incognito. Er forscht nach alten Volksliedern. Seine Bescheidenheit oder sein altschwäbisches Sichnichtgernbeengtfühlen entflieht, wo er nur kann, den nächtlichen Ständchen, die ihm wenigstens die Liederkränze noch bringen wollen.

Diese Geister, die wir Aelteren jung verehrten, wie einsam stehen sie schon, wenn ein berliner Kritiker in der Voß'schen Zeitung bei Gelegenheit einer Besprechung eines auf der dortigen Kunstausstellung befindlichen Gemäldes über Uhland's Eberhard der Rauschebart vor der „Hauptstadt der deutschen Intelligenz" drucken lassen konnte: „Wir haben diese Ballade leider nicht sogleich zur Hand." (Siehe Voß'sche Zeitung, 1852. No. 222.)

Rückert endlich, der Kunstvollste der Poeten und auch zuweilen nur der goldenen Reimschmiede Einer, Rückert arbeitet gewiß, und wird uns wieder vom Parnaß die jetzt modegewordene sogenannte Hafisische Leierei durch gestähltere Damascenerpoesie, als solche, in der nichts wiederholt wird, als: Pereant die Bonzen! Vivat die Schenke! mit kräftiger Hand verjagen.

Aber kein Einziger dieser Geister, selbst wenn sie in den Vordergrund träten, schwänge Scepter wie Schiller einst und Goethe.

Zum Trost für die Kleinen, die gern die Erbschaft

von Weimar und Jena angetreten hätten, läßt sich zweierlei sagen.

Goethe und Schiller waren zu ihren Lebzeiten entweder nie oder nur kurze Zeit so bewundert, wie sie es jetzt sind.

Geduldet euch also! Goethe nnd Schiller hatten Feinde und Rivale wie ihr!

Es gab Zeitschriften und Musenalmanache, wo ihre Namen so klein neben denen von hundert Dilettanten standen, wie ihr jetzt ertragen müßt, daß man euch wie im Meßkatalog alphabetisch aneinanderreiht!

Haltet nur aus, ihr Wackern! Wodurch ist Goethe so emporgestiegen? Man könnte vielleicht sagen: weil er trotz aller Kritik die volle Neugier, das Interesse, die Spannung (selbst der Feindschaft) für sich hatte; aber es gefällt euch gewiß besser, wenn wir hinzufügen: Es bildete sich eine Clique für ihn. Ja in der That, zwei, drei Namen allein hielten ihn auf ihrem Schilde empor. Zuletzt gab es endlich eine neue Richtung, die romantische Schule, die nirgends Anklang fand, die überall verspottet, überall zurückgewiesen, nicht gelesen wurde; diese konnte sich, um zu Anerkennung zu kommen, nicht anders helfen, als daß sie den seit dem anfangs wenig gewürdigten „Tasso“, seit der an Einfachheit oft überreichen „Iphigenie“ und Versen wie:

Seid überzeugt, der Wunsch, euch zu gefallen,
Belebt die Brust von Jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß uns're Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; u. s. w.

Oder:

Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekostet. Aber dann, wann eben das
Gelingt; wenn Alles geht, als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen; u. s. w. *)

ich sage, eine Schule, die den damals etwas abwärtsgehenden großen Dichter des „Faust" zu ihrem König und Herrn, sich zu Schülern und Parteigängern machte und ihn mit einem Nachdruck pries, der von einer Minorität ausgehend endlich größere Kreise zog und zuletzt sich in die unbestrittene Thatsache der nationalen Bewunderung verlor.

Ja man darf euch verrathen, daß selbst Schiller, als er in Jena zu philosophiren anfing, in seiner schwebenden Grübel- und Selbstbelehrungskammer zwar nicht so verspottet wurde wie in seinem öffentlich zur Schau gestellten Phrontisterion Sokrates einst von Aristophanes, aber

*) Goethe's Werke. Bd. 6.

ungern und murrend sah man allgemein die Gefahr, in die Schiller durch die Nähe Weimars gerieth. Erst durch seine geschichtlichen Dramen wieder brach sich Schiller die Bahn zum alten Herzen des Volkes, dem er, auch vielleicht noch — ein neuer freilich bitterer Trost! — in unterstützender Folge seines frühen Todes, sein geliebtester Liebling geblieben ist.

Es ist erwiesen, daß die in Literatursachen herrschende öffentliche Meinung, die Empfehlung der Literatur durch die Kritik, durch die Erziehung, durch die Geistlichkeit, die Schule, den Universitätskatheder und den sammelnden Literaturfreund um Schiller und Goethe Jahre lang prüfend und scheu herumging, während man sich mit Klopstock, Lessing, Voß, Bürger, Claudius, Jean Paul und Andern sogleich auf den Fuß einer fast unbedingten Bewunderung setzte.

Dies ist der eine Trost.

Und der andere liegt darin, daß auch die Zeit der Alleinherrschaft großer Geister nicht mehr günstig ist.

Ihr hört zuweilen von den gewaltigen Felsenwanderungen der Schweiz. Eine solche Wanderung, Schicht auf Schicht, Geschiebe auf Geschiebe rückend, ist nun bereits seit fünfzig Jahren mit den Massen auch im Geschichtsleben eingetreten. Alles drängt beängstigt auf irgend einen Niedersturz und hoffend auf irgend eine Erhebung in neuer Lebensform.

Was vermag in solchem Tumult die einzelne Geisteskraft, die, wenn sie wirken will, Gelegenheit finden muß, sich in der Welt ruhig auszuarbeiten und ihre eigenen Zuckungen in den Zeitgenossen zur Ruhe bringen zu können!

Man kann jetzt wohl einmal etwas, wie die Schießbaumwolle, den Schwefeläther und was sonst erfinden und aufbringen; man kann diese große Felsenwanderung einen Moment sprengen oder bei Seite schieben oder den Ehrgeiz der Masse betäuben; man kann irgend einmal etwas Neues oder Ueberraschendes auf kurze Zeit der Welt in den Weg stellen; aber ein individuelles Leben, eine Entwickelung, ein Sichselberklar- und Insichselbstreifwerden anzulegen auf die Zeit hin, daß die dabei ruhig zusähe oder sich Ummodelung durch den Genius gefallen ließe, das scheint fast unmöglich geworden.

In der Dichtkunst nun vollends muß Das, was die Herzen aller Hörer zwingt, immer doch aus jenem urkräftig glücklichen Behagen kommen, das unserer Zeit nicht gegeben ist und ihr wohl noch lange versagt bleiben wird.

Ein E i n z e l n e r kann nur in stiller Ruhe Welten bauen.

Nicht in, sondern nach den Perserkriegen blühte die griechische Dichtkunst. Sie welkte mit dem Beginn der innern Kämpfe zwischen Sparta und Athen.

In der Ruhe des Augusteischen Zeitalters, in der allgemeinen Sehnsucht nach endlicher Freiheit von der Willkür einzelner Parteiführer, sangen Virgil und Horaz.

Unter Elisabeth's glücklicher Scepterführung dichtete Shakspeare.

Unter Ludwig XIV., dessen äußere Kriege die innere französische Welt wenig berührten, schrieben Corneille und Racine.

In der träumerisch-idyllischen Zeit von 1770—90, wo der Bruder im Ordenskleide die Schwester im „Leinwandmieder“ an sein nur für philanthropische Ideen schlagendes Herz drückte, legten Schiller und Goethe die festesten Grundlagen ihres ewigen Ruhmes.

Der Ehrgeiz als Censor und eine Erziehung der Geister.

In tausend Verhältnissen wiederholt sich die Wahrheit jener bekannten Fabel von der Wette des Sturmwinds und der Sonne.

Wer hat größere Macht, einem Wanderer den Mantel abzunehmen? Der pausbackig blasende Aeolus oder der milde Sonnenstrahl? Im Sturm, je toller er tobt und bläst, desto fester zieht der Wanderer den Mantel an sich. Die Sonnenstrahlen treten hinter den Wolken hervor und der Mantel, ein nun überflüssiger Schutz, fällt von selbst.

Liest man die vielen Vorschläge, die in der Welt zur Abhülfe von Mißständen aller Art schon gemacht wurden, immer kommt man auf diese einfache Fabel zurück. Immer will man durch den Sturm regieren und erlangt dennoch nicht, was ein einziger Sonnenstrahl hervorbringen würde.

Seit Jahren liest man in Klage- und Anklageschriften aller Art, z. B. über die deutsche Geistesentwickelung und

deren im Grunde wilde und anarchische Geschichte, Ausstellungen aller Art.

Gewisse Namen, wie Heine, Börne, Junges Deutschland, Herwegh, politische Lyrik, brauchen nur genannt zu werden, um nicht nur Literarhistoriker wie Vilmar, Gelzer u. s. w., sondern selbst weniger grell-pietistische Kritiker in Harnisch zu bringen. Mit Feuer und Schwert möchte man am liebsten ausrotten, was sich so regellos und aller Ueberlieferungen spottend bei uns entwickelt hat und noch entwickelt.

Weit entfernt, die große Bedeutung unserer geistigen Freiheit und einer unabhängigen literarischen Metamorphose verkennen zu wollen, bemerken wir dennoch, daß es z. B. für die sogenannte schöne Literatur in Frankreich eine vorgezeichnete Bahn der Entwickelung gibt, eine Art von Selbstcensur und Selbsterziehung schon in den Jahren des ersten wilden und genialen Aufwuchses.

Das ist der Ehrgeiz fast jedes jungen französischen Dichters und Schriftstellers, im Verlauf von zehn bis zwanzig Jahren Mitglied der Akademie zu werden.

Die Akademie in Paris gehört bekanntlich nicht der Gelehrsamkeit allein, sondern auch den schönen Künsten und der Poesie an. Sie hat Zeiten gehabt, wo sie durch ihre Pedanterie und die Mißgriffe ihrer Wahlen mehr lächerlich als ehrend war; aber in neuerer Zeit hat sie sich vorurtheilslos selbst leichten Dichtern und Journa-

listen des Tags, wenn sie begabt waren, geöffnet. Sie hat die Bedeutung des modernen Schriftstellerthums in einem andern Sinne aufgefaßt als unsere deutschen Schulmänner und Professoren, welche die deutsche Literaturgeschichte mit Tieck abzuschließen und höchstens noch Platen seiner Sprach- und Verskunst wegen gelten zu lassen pflegen. Victor Hugo, Delavigne, Alfred de Vigny, Scribe, Ancelot, de Musset waren oder sind Akademiker; selbst Feuilletonisten, wie fast Sainte-Beuve ein solcher zu nennen ist, wurden Akademiker, und nicht umsonst citirt Jules Janin in jeder seiner Theaterkritiken lateinische Verse. Er hofft, mit der Zeit auch noch in die Akademie zu kommen und wird es vielleicht.

Die äußern Vortheile einer akademischen Stelle sind an sich nicht wesentlich. Man erhält jährlich 1500 Frcs., eine kleine Summe, die jedoch manchen greisen und productionsmüden Autor, dem Vermögen oder eine Anstellung fehlt, vom Hungertode retten kann. Allein wie jetzt die Akademie steht, wie sie schon seit Napoleon eine Art von Tribüne und zuweilen sogar von Angriffs- oder Vertheidigungswall in geistigen Fragen wurde, wie sie ferner bis diesen Tag eine „Aufnahme“ und die dabei gehaltenen Reden zu einem Ereignisse für ganz Paris macht, ist ein Sitz in ihr jetzt etwas so Ehrenvolles geworden, daß man in Frankreich jeder jungen bedeutenden poetischen Entwickelung sogleich ansehen kann, wie sie sich regelt, mäßigt

und so fast modelt, um einst in die Akademie eintreten zu können. Man sah dies Ponsard, man sieht dies den meisten jungen Namen, z. B. Augier, an und so fast allen Mitarbeitern der „Revue des deux Mondes“, deren ganzes Auftreten seit Jahren nur auf die Akademie berechnet ist.

Wir wollen keineswegs gesagt haben, daß in einer durch so viel Ehrgeiz bedingten Literaturentwickelung ein besonderes Heil für unsere Nation liegen würde, die bei ihrem Mangel an festen und großartigen äußern Formen so ganz auf ihre inneren geistigen Freiheiten angewiesen ist; indessen verdiente diese eigenthümliche Selbstregelung und Selbstbeschränkung einer fremden Literatur doch auch in Rücksicht auf die Mittel einmal erwähnt zu werden, die man so oft, meist in plumpen Angriffen und Unterdrückungen bestehend, bei uns anzurathen pflegt, wenn die Strafredner unserer Zeit auf das beliebte Thema von der „Zuchtlosigkeit der Geister“ zu reden kommen.

Eine Nation, die dem Genius so wenig äußern Halt bietet, wie die deutsche, dürfte sich eigentlich kaum beklagen, wenn bei ihr fast jeder neue eminente Kopf sich die Welt immer erst wieder auf eigene Hand erbaut.

Die Welt der Träumer.

Wir haben uns zuweilen das Vergnügen gemacht, gewissen Gegnern der neuen deutschen Literatur einzuräumen, daß diese nur aus dem Studierzimmer und der bekannten deutschen Sternwarte der idealen Weltanschauung, der Dachkammer des „armen Poeten“, käme und mit dem großen Horizont der Franzosen und der Engländer nicht zu vergleichen wäre.

Um indessen ein Zugeständniß der Selbstironie nicht zu wörtlich genommen zu sehen, erlauben wir uns doch, einer auch allzu bereitwilligen Entgegennahme unserer Bescheidenheit mit einigen Worten entgegenzutreten.

Die französische Literatur beruht so gut wie auf gar keiner Beobachtung des Lebens. Sie ist das Erzeugniß einer völlig erkünstelten und durch Witz und Phantasie abgezogenen Welt. Wir haben Dorfgeschichten von Emil Souvestre gelesen, in denen diese gewandte Feder zwar wie die meisten unserer Autoren, die auf gleichem Felde ackern, ihre Jugenderinnerungen erzählt, aber die Zuthat vom Hexen-, Gespenster-, Zauber- und Sagen-

glauben, die durch Souvestre's ganzes Buch geht, ist so künstlich und so aus gedruckten Quellen entlehnt wie nur irgend möglich.

Die Engländer beobachten allerdings treffender. Aber es ist auch ihr Horizont ein begrenzter.

Wenn Cooper und Marryat ihre nautischen Erinnerungen ausbeuten, so wird man ihnen allerdings einräumen müssen, daß sie den Leser ganz in den Geruch von Theer und Tauwerk zu versetzen wissen, den sie selbst einst einathmeten; aber wie sehr haben sich diese Schriftsteller in der ihnen einmal geläufigen Darstellungssphäre wiederholt!

Und ihre Nachfolger? Welches ist die große Ausbeute, die selbst London ihnen geboten hat? Ewig dieselbe Welt! Betrügerische Advokaten, verdorbene Schulmeister, hungernde Pensionate, gemißhandelte Lehrburschen, scheinheilige Wucherer, Scenen des Pauperismus, denen man ansieht, daß sie nicht beobachtet, sondern aus Rechenschaftsberichten der Armenpflege entlehnt sind. Dazu das ewige Einerlei des Familienlebens. Dieselben alten Onkel, verbissenen Wirthschafterinnen, dünkelvollen Seitenverwandten, theetrinkenden, musicirenden und in junge Cadetten oder Candidaten verliebten Misses, Tanten, Großtanten, Nichten, Cousins, Cousinen, Schwestern, Stiefschwestern, Halbschwestern, kurz wir halten es für unsere Pflicht, hier zu bemerken, daß wenn wir wieder über die von der

deutschen Literatur erschlossene, nur stubenmäßige Welt klagen sollten, wir damit nicht gemeint haben wollen, daß uns das Leben so ein ganz unbekanntes Buch wäre, sondern nur vorzugsweise, daß wir das Schöne, Gute, Große und Wahre leider nicht auf den von manchem Autor doch umsichtig genug angestellten Wanderungen durch das Leben, sondern in unsern Träumen angetroffen haben.

Ein bereuender Socialist.

Wir erwähnten die „Französischen Dorfgeschichten“ von Emil Souvestre.

Dieser französische Schriftsteller ging zu einer Zeit, als man noch nicht daran dachte, nach chimärischen Theorieen die bestehende Gesellschaftsverfassung umzuändern, dieser Neuerung darin voran, daß seine Romane und Dramen auf einen schroffen Gegensatz zwischen Arm und Reich, Besitz und Erwerb, Meister und Gesell, Capitalisten und Arbeiter begründet waren.

Emil Souvestre gab den Anstoß für alle jene Bühnenstücke, die wir aus dem Französischen kennen, jene Scenen, wo der Proletarier immer edel, der Marquis immer schlecht, die Nähterin immer tugendhaft, die Baronin immer mindestens — hochmüthig ist.

Das Jahr 1848 hat Emil Souvestre mit Schrecken erfüllt.

Seine Proletarier herrschten gingen aber — weder ins Theater, noch — kauften sie Romane.

Die Reaction kam. Sie kam erst leise. Sie kam in

der Literatur, in den Theatern. Man ließ Louis Blanc auf dem Stadthause Reden halten, die Bankiers saßen im Theater Gymnase auf den Boulevards und applaudirten den Stichwörtern ihrer Interessen, der Ordnung, dem Fleiß, der Tugend, der Mäßigung, der Bescheidenheit, der Kraft der Regierungen, dem Ruhm des Kriegers, der Familie u. s. w.

Emil Souvestre ist jetzt der leidenschaftlichste Anreger dieser Applaudissements geworden.

Seine neuesten Schriften suchen Alles wieder gut zu machen, was seine alten verdorben haben konnten.

Er ist nicht etwa mit seinen Erfindungen in die Sphäre der vornehmen Welt übergegangen. Nein, er ist bei seinen Handwerkern, Fabrikanten und Fabrikarbeitern geblieben. Aber er hat ihnen neue Gesinnungen eingeflößt. Er schildert jetzt einen fleißigen und einen faulen Gesellen, einen bescheidenen und einen anmaßenden; er läßt jenen zu Glück und Wohlstand kommen, diesen an den Bettelstab oder wohl gar auf die Galeere. Er schildert nicht mehr hartherzige Unternehmer, wucherische Meister, in Luxus lebende Capitalisten wie sonst, sondern edle Reiche, theilnehmende Große, generöse Besitzer, die die Armuth aufsuchen und das menschliche Elend zu mildern für eine gemeinsame Pflicht jedes Menschen halten, dessen jährliche Bilanz einen kleinen Ueberschuß einbringt. Noch weinen bei ihm Arme ihre Thränen, aber auch die Reichen sind

bei ihm jetzt unglücklich. Auch sie haben ihre Mühen, ihre Sorgen, ihren Kummer wie der Arme. Ja noch mehr, sie sind unglücklicher als der Arme. Sie haben schlimme Ausstände, sie haben sich verbürgt für treulose Freunde, sie sehen Capitalien in einer für „das Wohl der Menschheit“ begonnenen Unternehmung schwanken, ja scheitern und ganz verloren gehen; sie behalten aber ein Herz, Gottvertrauen, Menschenliebe, und siehe: Ein ehrlicher Jean Matthieu oder Pierre Dupont tritt zu ihnen, rückt aus Verlegenheit seine Mütze hin und her und sagt: „Herr Lacombe, ich bin nur ein armer Maurer, ein armer Gesell, ein armer Altgesell; aber ich habe mein Auskommen! Wissen Sie was? Wollen Sie mit mir theilen, wollen Sie mein Gast sein, Herr Lacombe? Wollen Sie von mir einen Vorschuß haben? O, ich bin fleißig gewesen, ich bin sparsam gewesen! Ich habe den Tabak, den Wein und die Zeitungen gemieden; ich habe die neuen Schriften des Herrn Emil Souvestre von meiner Tochter mir vorlesen lassen! O, Herr Lacombe, ich bin keiner von seinen trotzigen, aufbietenden, alten Arbeitern, die sich gegen die Fabrikanten und die Meister und die Unternehmer in die Brust warfen! Ich bin jetzt einer von Denen, die“ u. s. w.

Kurz, Emil Souvestre ist jetzt auch Einer von Denen, die — in sich gegangen sind; wenigstens bemüht er sich im Ernst — die Mißverständnisse seiner früheren Werke zu berichtigen.

Onkel Tom's Hütte.

Ein Glück, daß die deutsche Flotte verkauft ist; ein Glück, daß wir keine Colonieen haben; ein Glück, daß uns die Frage über die Nothwendigkeit oder die Abscheulichkeit der Sklaverei nicht im mindesten persönlich berührt.

Wir durften somit das Werk der Frau Beecher Stowe in Deutschland mit der ganzen Gemüthsruhe lesen, die unser Buchhandel voraussetzte, seitdem wir von ihm mit „Onkel-Tom's Hütten" in allen möglichen Formaten und Schriftsorten überschwemmt wurden.

In Amerika wird dies mit dem ganzen leidenschaftlichen Feuer und der nachdrücklich kaltblütigen Entschiedenheit, deren in solchen polemischen Dingen Frauenherzen fähig sind, geschriebene Buch mannichfachen Widerspruch gefunden haben; die Engländer und Engländerinnen dagegen fanden hier eine vortreffliche Tröstung, erstens für die enormen Summen Geldes, die ihnen — wie manche gemüthlose Nationalökonomen versichern, etwas übereilt und im Ganzen genommen, wie sie sagen, zum Fenster hinausgeworfen — die Emancipation der Neger kostete,

und zweitens Trost für die geringen Wirkungen, welche die gründliche Verachtung Nordamerika's von Seiten aller englischen Ladies und Misses bisher noch immer auf die nordamerikanischen Zustände selbst hervorgebracht hat. Eine Amerikanerin bietet ihnen hier die Waffen des Angriffs gegen ihre eigenen Landsleute und wie wurden sie geschwungen! Auch die englische Buchhändlerwelt war außer sich.

Für uns Deutsche ist es aber zuvörderst sehr angenehm, dies Buch ohne alle national-ökonomische Kritik lesen zu können. Würde Einer bei uns mit gleicher Schonungslosigkeit Proletarierleben, Judenfrage, politische Gefängnißzustände darstellen wollen, wir würden von Uebertreibung, von raffinirter Absichtlichkeit sprechen oder mindestens getheilter Meinung sein, während die Negerfrage ganz entschieden nur unser Herz, nicht im mindesten unsern Kopf beschäftigt, ja uns die Versicherung, unsere Kattunkleider, Cigarren und Zuckerbäckereien hingen mit dieser schwarzen Frage sehr eng zusammen, auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit hat, einige berühmte Gelehrte und Staatsmänner vielleicht ausgenommen, besonders die, die zu der bekannten Schule gehören: „Dem Reichen ist sein Genuß Arbeit und dem Armen seine Arbeit Genuß.“

Genießen wir also das Werk der Mistreß Stowe mit derselben ungestörten glücklichen Uebereinstimmung wie eine norwegische Wintergeschichte der Frederike Bremer,

bei der unser warmer Ofen uns alle schrecklichen Schneegestöber behaglich wegthaut, oder einen Seesturm von Achenbach, bei dem wir nicht nöthig haben, in Verzweiflung auf einem scheiternden Schiffe dem überfüllten Rettungsboote nachzurufen: Barmherzigkeit! Nehmt uns auch noch mit!

Wir sehen an dem Buche dieser talentvollen und trefflichen Frau nur Das, was menschlich ist und davon ist jede Seite so vollgeschrieben mit Charakterzügen, daß sie unsere ganze Liebe und Bewunderung verdient.

Wir sagten schon, so leidenschaftlich streng, so begeistert parteiisch, so unverhohlen und nicht selten grausam einseitig kann auch nur ein Frauenherz sich äußern, wenn das einmal ein Uebel der Sitte, der Zeit, des Vorurtheils, des Mißbrauchs sich zu bekämpfen vorgenommen hat. Wir Männer würden dem Hasse hundert kleine Ausnahmen gestatten, wir würden zehn mal wieder unsern Verstand zeigen wollen, wenn wir ein mal unser Herz zeigten, wir würden so viel Ja's! Aber's! Freilich's! und Wenn's! mit in unsern Plan, immerhin streng und polemisch sein zu wollen, mit aufnehmen, daß wir die Frage statt aufzuhellen wie immer nur erst recht verwirrten.

Jene Frau thut das nicht. Sie geht dem Gegner ohne Gnade zu Leibe, sie duldet keinen Einwand, sie zieht alle Verschleierungen unbarmherzig von der Blöße Dessen, was ihr als Lüge und Verbrechen erschienen ist, hinweg,

sie ist von einer Unerschrockenheit, die Consequenzen ihres Themas zu ziehen, daß sie die Uebel bis an die Wurzel verfolgt. Sie kennt die Anwandlung der Schwäche nicht, die uns Männer mitten in den muthigsten Entschlüssen überkommt. Gebt den Frauen Gelegenheit, mehre solcher Mißbräuche, wie die Sklaverei der „Niggers" auszurotten, sie werden wahrlich und in kürzerer Zeit mehr zu Stande bringen als, in allem Ernste gesagt, je wir sogenannten thatkräftigen Männer.

Neben der Tendenz des „Onkel Tom" ist auch die Charakteristik vortrefflich.

Diese Gestalten sind nicht, wie wir deutschen Autoren leider fast alle schreiben, im Zwielicht einer dämmernden Studierlampe erfunden oder um Gotteswillen auf Fußwanderungen von der Landstraße, aus den Wirthshäusern und von einigen plauderhaften mittheilsamen Landbewohnern zusammengelesen. Wir wollen darum unsere Stubenfiguren nicht verachten. Sie entsprechen einem Volke, das seine Bildung aus Büchern schöpft und seine Anweisungen zum Handeln meistens nur aus den Instructionen einer Anstellung nimmt oder aus sonstigen Motiven der europäischen Civilisation, die uns Alle doppellebig macht, Amphibien halb auf dem Continent unserer Pflichten, halb im stillen Ocean der Sehnsucht oder auf den lilienbedeckten Waldseen unserer romantischen Phantasieen. Noch mehr, wir haben Augenblicke, wo wir die

träumerische Abstraction unserer Romangestalten dem Uebermaße englischer und nordamerikanischer Realität vorziehen und uns nur verwundern müssen, wie unsere empfindsamen englisirten deutschen Damen Gefallen finden können an Figuren, die wie Mister Wilson, des Mulatten Georg früherer Herr, jede seiner nachdrücklichern Meinungsäußerungen mit einer gesprützten Ladung „Jauche“ aus dem im Munde gekauten Tabacks-Pfriemen begleitet.

Indessen bei so viel Leben und Wirklichkeit geht das Derbste leicht und gefällig mit.

Es ist wunderbar, wie diese resolute Verfasserin das Dasein der Menschen in Küche, Keller, Wirthschaft, Frühstückszimmer, bei Mittag- und Abendessen, Toilette, Plätten, Bügeln, Nähen beobachtet hat.

Das übrige Leben, die Kirche und die geistlichen Thees etwa ausgenommen, scheint der Verfasserin etwas verschlossener zu sein. Ihr Mister Shelby thut nicht viel und ihr Mister St.-Clare noch weniger. Man lernt Beide nur in ihren Beziehungen zu Gattinnen, Kindern und zum Gesinde kennen. Die Welt des Mannes, der vor seinen Rechnungsbüchern sitzt oder von Morgens acht bis vier, oft auch sieben Uhr Abends arbeitet, fehlt in ihrem Buche, wie sie auch das Loos der Sklaven immer nur schildert, wenn sie gerade gepeischt werden oder verkauft oder in der Küche, im Hauswesen ab- und zugehen, aber wenig in

der Plantage, wo sie eigentlich hingehören, als arbeitende und, wie die südlichen Staaten der Union behaupten, unerläßliche Hülfskraft. Es thut uns leid, von einer so ausgezeichneten, edlen, geistreichen und muthigen Frau, wie Mistreß Stowe ist, wiederum doch auch die alte Erfahrung bestätigt zu sehen, daß wenig Frauen den Mann unter dem Drucke seiner Pflichten, den Mann des Berufs kennen. Auch bei ihr gibt der Mann immer nur aus dem Schreibbureau das Wochengeld heraus; wie es aber hineinkommt, das ist eben die zweite den Frauen meist verschlossene Hälfte des Männerlebens, die Rückseite der Medaille, die man wohl auch, ein wenig anderslautend, bei Mistreß Stowe's feuriger Advocatenschrift der Humanität und der christlichen Liebe wird gelten lassen müssen.

Mistreß Stowe wird uns fortan schon deßhalb ein herzgewonnener Name bleiben, weil ihr Buch so außerordentlich reich ist an den lieblichsten Charakterzügen und den rührendsten Situationen. Wir wagen kein Urtheil über sie zu fällen als Dichterin im höhern Sinne des Worts. Es gilt vorläufig von ihr: Pectus erat, quod disertam fecit, der mit Begeisterung erfaßte Gegenstand machte sie zur Dichterin.

Die Verknüpfung ihrer Genrebilder ist nicht eben bedeutend. Es strickt sich Scene an Scene etwas lose an. Auch der Sklavenjargon ermüdet und die Versuche, aus dem Bereiche der Camera obscura und des bloßen Auf-

fangens der Wirklichkeit herauszutreten und mehr zu geben, als die mit unglaublicher Treue aufgefaßten Lichtbilder der Erfahrung, scheinen nicht ganz gelungen zu sein. Miß Evangeline wenigstens ist eine etwas haltlose Erfindung, eine Art Mignon des Pietismus, ein altkluges Kind, das in seiner evangelischen Weise Dinge sagt, die sehr kostbar und jedenfalls unmöglich sind. Es ist glaublich, daß die frommen Misses Englands gerade in Evangelinen, namentlich, da sie so rührend sterben muß, ihre ganze Seele befriedigt finden; indessen geht dies kleine verkörperte Gebetbuch mit Goldschnitt, besonders wenn man die nervenschwache Herzlosigkeit ihrer Mutter und den — beiläufig gesagt meisterhaft geschilderten — Indifferentismus ihres Vaters bedenkt, über die Grenzlinie der Natur hinaus und wirkt schon gerade wieder so, wie nur irgend unsere deutschen Kritiker unsere eigene Dachstuben-Romanenwelt mit Vorliebe willkührlich und gemacht finden können.

Alles aber in Allem genommen hat „Onkel Tom's Hütte“ die vollsten Ansprüche, von aller Welt, was hier im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, verschlungen zu werden.

Nur die französischen Autoren werden es wahrscheinlich für Frankreich nicht aufkommen lassen; die Franzosen haben einen merkwürdigen Stolz auf ihre eigene Literatur; sie würden diesen deutschen Pfennigs- und Silber-

groschen=Industrialismus für ein fremdes Buch nicht begreifen.

Wir Deutsche indessen, bekanntlich die Hansnarren aller Welt, schließen an diese kleinen Randbemerkungen unsers nach deutscher Kritikerart tadelgemischten, sonst feurigen Lobes nur noch den einen Wunsch, daß sich die vielen höchst zarten und frommen Seelen, die sich an der heldenmüthigen Sprache dieser freien Amerikanerin jetzt erbauen, doch auch bereitwillig finden möchten, andere, namentlich deutsche Mißbräuche, als verwerflich anzuerkennen, falls sich denken ließe, daß eine Feder verstünde, sie so lebendig darzustellen, wie in „Onkel Tom's Hütte" eine Frau verstanden hat, der ganzen gesitteten Welt die Leiden der Neger ans Herz zu legen.

* * *

Ein neues Buch der Frau Stowe war die Mai-blume. Wie dreizehn kleine Erzählungen und Skizzen zu dem Titel die Maiblume gekommen sind, ist aus dem Buche selbst nicht recht sichtbar. Man spricht von einer Anspielung auf das erste englische Auswandererschiff, das unter dem Namen die Maiblume nach dem spätern Virginien segelte, ohne indessen angeben zu können, wie diese im Buche selbst nirgends erwähnte Thatsache mit dem Inhalte desselben zusammenhängt. Sollte letzterer vielleicht an irgend einem englischen Theetische werth erachtet worden sein, eine Art Humanitäts-Rückfracht zu bezeichnen, die gleichsam Amerika und vorzugsweise das jungfräuliche Virginien für die erste Maiblume wieder nach Europa verladen hat? Oder sind die dreizehn kleinen Skizzen den Glöckchen zu vergleichen, die an einer Maiblume den Frühling mit einläuten helfen?

Kurz, dieser Titel unseres Buches war das erste Räthsel daran.

Das Zweite war, Vergebung, liebe Leserin! die un-

glaubliche Langeweile des Vortrags, entspringend aus einer wiederum kaum glaublichen Unbedeutendheit der Mittheilungen. In „Onkel Tom“ hatten wir zwar zuweilen auch die aschgraue Grundirung der Thatsachen mit englisch-nordamerikanischer Sonntagsstimmung, aber der Humor oder die Erfindungsgabe der Verfasserin wußte doch immer wieder lebendige, bunte, anziehende Gestalten darauf zu malen. Hier begreift man kaum, wie eine und dieselbe Feder „Onkel Tom“ und diese „Maiblume“ schreiben konnte. Man möchte letztere eher einem vergilbten und verbräunten Rosenblatte vergleichen, das man vor einigen zehn oder zwanzig Jahren einmal in eine Bibel oder ein Gesangbuch legte. Auch ist der Bibel und dem Gesangbuche diesmal die Muse der Frau Beecher Stowe ausschließlich gewidmet.

Das dritte Räthsel endlich ist, wie es in Deutschland Leute geben kann, die an dieser manierirten, frömmelnden Langeweile Gefallen finden.

Oder richtiger gesagt, diese dritte Erscheinung ist eigentlich nicht räthselhaft. Sie hängt mit der Richtung des Tags, unserer süßlichen, amaranthischen Mode zusammen, mit den Werken der Innern Mission und dem Einflusse der Theologie auf unsere Aesthetik und Literaturgeschichte. Denn hat sich nicht sogar unter Denen, die der Zeit und ihren Forderungen mit offenen Augen entgegenzublicken pflegen, in Geschmackssachen doch dieselbe

verhimmelte Befangenheit und Ideenscheu verbreitet, die bei der Leidenschaft und dem Mißtrauen einer andern Partei kein Wunder nehmen kann? Ueberall herrscht die salbungsvolle Phrase, die Abneigung gegen wagende Heiterkeit und gesunde Natur, die Vorliebe für Das, was à tout prix nur immer tugendhaft und immer edel, ja in keiner Weise verletzend und für das Ohr eines jungen Mädchens von sechszehn Jahren unhörbar wäre. Und die Poesie wird unter diesen Umständen nach und nach auch ganz in den Tractätchenton fallen, sie weiß selbst nicht wie.

Es sei fern von uns, an diesen dreizehn Erzählungen zu verkennen, daß sie auch einige Spuren des Talents verrathen. Durch Friederike Bremer, Andersen und sonstige Vorarbeiter der häuslichen Idylle hat auch Frau Stowe den Muth bekommen, offenherzig die ganze kleine Welt des weiblichen Lebens im Hause zu schildern und den Reiz der Naivetät wird man manchem ausgeplauderten Geheimniß der Küche und der Toilette nicht absprechen können. Noch mehr. Die Einleitung ihrer kleinen Erzählungen sind nie ohne Liebenswürdigkeit, der anfängliche Humor der Mittheilung ist nie ohne heitere Anregung, nie ohne die geweckte Hoffnung auf ein schon in der Ahnung ganz traulich wirkendes Vermögen der Verfasserin, sich nöthigenfalls selbst ironisiren zu können. Allein nach wenig Seiten stellt sich sogleich die enttäuschendste Monotonie ein.

Diese Onkel alle, ob nun Onkel Tim oder Phineas oder Wilson oder Dudley; diese Tanten, ob nun Tante Sarah oder Rebekka; diese jungen Mädchen, ob nun Miß Constance oder Florence; diese jungen Liebhaber, ob nun Mister Eduard oder Mister Arthur, sind alle in ihrer Langeweile so unendlich verwandt und gleichgeartet, daß, wenn man den Einen hat wettern oder beten hören, die Kirche besuchen oder vermeiden, die Bibel lesen oder nicht lesen sehen, man sie Alle kennt. Eine öde Welt der Farblosigkeit das. Pedanterie wird für Gewissenhaftigkeit, Denkträgheit für Religion, die Beschränktheit für Tugend und für gute Sitte ausgegeben. Höchstens erhebt sich in der Erzählung: „Ein Jeder für sich und Gott für uns Alle!“ die Geschichte eines Mannes, dem seine Frau und ein frommer Freund das Trinken abgewöhnen, zu demjenigen handfestern Interesse, das Geschichten dieser Art haben müssen, um tüchtig packend ihren Tractätchenzweck zu erfüllen.

Wir sprachen so ausführlich von einer unbedeutenden Erscheinung deßhalb, weil die Verfasserin sich einen weltberühmten Namen erworben hat und die Gelegenheit, sich gegen die Prüderie, gegen die phrasenhafte Selbstbeschränkung und träumerisch-gedankenlose Süßlichkeit unseres gegenwärtigen Geschmacks auszusprechen, nicht oft genug ergriffen werden kann; um so mehr, als es der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“ merkwürdiger-

weise doch gelungen ist, sogar in Frankreich festen Fuß zu fassen und wir bei der kopfhängerischen Neigung, die auch dort die freiesten und muthigsten Geister der Zeit (z. B. Georges Sand) ergriffen und bei den Fünf-, respektive Zehntausend-Franken-Belohnungen, die die große Sittenreinheit und Tugend der gegenwärtigen Minister für die tugendhaftesten Dichtungen ausgeschrieben hat, sicher gewärtigen können, die Gefahren, die der idealen Poesie drohen, in beiden Hemisphären noch höher anwachsen zu sehen.

Zukunftmusik.

Alte Zeit:
Im Anfang war das Wort.
R. Wagner:
Im Anfang war die Note.

Richard Wagner, der Componist des „Rienzi", des „Fliegenden Holländer", des „Tannhäuser" und „Lohengrin", der Verfasser einer reichen Anzahl ästhetischer Schriften, hat bekanntlich den Ausspruch gethan: Eine Stunde Grieche wiege ein ganzes modernes Leben auf!

Diese Ueberzeugung, die Wenige theilen werden, entspricht den Anschauungen, die Richard Wagner vom antiken Leben und von der Stellung der damaligen Kunst zum Staate hat.

Immer aber, wenn wir Musik von ihm hörten, mußten wir uns sagen: Hätte dieser Maestro wirklich im Alterthum gelebt und damals ebenso componirt wie er jetzt componirt, seine bewunderten Griechen würden ihn — zum Tode verurtheilt haben.

Ehe wir unsern Ausspruch beweisen, erlaube man uns die Bemerkung, daß ein Mann, der somit zweimal sein

Leben verwirkte, einmal im Alterthum und einmal in dem Jahrhundert, wo er unglücklicherweise nur Kapellmeister eines deutschen Hoftheaters sein mußte, eine außerordentliche und höchst merkwürdige Erscheinung sein muß.

Die Alten zählten vierzehn Tonarten auf. Was sie unter Tonarten verstanden, das anzugeben, würde hier zu weit führen. Es genüge, daß sie unsere Begriffe von Dur und Moll vollkommen kannten, wenigstens nach der Wirkung derselben auf die Gemüther.

Solon sagte: Willst du die Freiheit verbannen, so befördere Musik! Plato schloß von seiner Republik einige weichliche und erschlaffende Tonarten aus und in Athen gab es ein Gesetz, das eine Tonart, ich glaube die hypomixolydische, geradezu mit dem Tode bestrafte.

Und wir gestehen, so oft wir Richard Wagner'sche Musik hörten, wurde uns so zu sagen hypomixolydisch zu Muthe.

Was kann wohl anders bei den Alten ein hypomixolydisches Staatsverbrechen gewesen sein, als eine Musik, welche die Seele des Menschen mit Wohllaut überströmt und sie gleichsam mit dem Schönen berauscht bis zur Erschöpfung und Ohnmacht, bis zur Erschlaffung und zum Tode?

Die Musik Richard Wagner's ist etwas ganz Anderes als die gewöhnliche Musik.

Wenn man Gluck hört, so hat man auch bei ihm die

Bedeutsamkeit der Absicht, aber einen kräftigen Strich der Geigen, eine in der menschlichen Seele männlich befruchtende Wirkung seiner Tonfiguren.

Gluck strebte nach Plastik; er formte Tonsätze, die gleichsam ihre Freude an sich selbst hatten, eine spielende Freude, Kommen und Gehen, Haschen und Necken zuweilen, aber sogleich wieder ein Rückkehren in sich selbst, mit einem Wort Melodie.

Beethoven besaß die wunderbare Beherrschung der seither vervollkommneten und bereicherten Instrumente. Er setzte alle Kräfte des Orchesters in Wetteifer. Er lauschte jedem Instrumente seinen schönsten Ton, seine mächtigste Wirkung ab und setzte sie alle in Bewegung in dem großen Concertante seiner innersten Sangnatur; trällernde, jodelnde, jauchzende, weinende, lachende, trompetende, paukende, flötende Sangnatur ist Beethoven. Man folgt, man ist gefangen, man wächst mit dem Meister. Beethoven zieht uns zu den Himmeln empor und setzt uns zuletzt in Frieden und Ruhe wieder auf die Erde herab oder zeigt uns wenigstens den Weg, wo wir zu ihr zurückkommen können.

Richard Wagner aber?

Auch er ist ein Componist im großen Styl; genial immerhin und das Höchste anstrebend; aber er durchwühlt unser Inneres ohne Befriedigung.

Er kennt all' unsere Schwächen, er ahnt all' unsere

Ahnungen, er löst uns in all' unserm geheimen Seelenleben auf, er zieht uns in einem Strudel von wonnevoller Musik auf und ab und macht uns zu Sklaven dieser Musik und zu Leibeigenen unserer Sinne.

Richard Wagner nennt diese Art Musik „das musikalische Wort", die eigentliche höhere Musik, die Musik, welche die Metaphysik des Worts ist, die Seele der That, die wahre dramatische Action, wo sich Oper und Schauspiel in einem Dritten vermählen, in einem neuen Kunststyl.

Er hat die Meinung, daß sich dieser Kunststyl geradezu an die Antike anreihe.

Doch gestehen müssen wir, daß er bis jetzt auf uns nur den Eindruck gemacht hat, als wenn wir bei ihm vom Bedeutenden ewig zum Peinlichen hin und her geschleudert werden. Wir befinden uns bei ihm auf einer Folter der Lust, auf Montezuma's glühenden Kohlen, die nach seiner Ansicht auch uns Rosen sein sollen. Aus Rosen können glühende Kohlen werden, wenn man sich auf ihnen auch dann noch strecken soll, wenn man gerade genug hat. Man will auch von Rosen endlich wieder auf, will Mann werden, will freikommen vom Kitzel der Musik, will aufathmen von dieser ewigen Absichtlichkeit der Töne, will eine Objectivität der Musik, die endlich auch außer uns liegt.

Da geschieht es aber, daß man bei Richard Wagner um Hülfe rufen muß vor dem raffinirenden Maestro, der

uns mit seinen Geigen, Flöten, Harfen, Posaunen, Trompeten von unten bis oben revolutionirt. Es mag ein Gewöhnen auch an solche Musik geben. Dresden und Weimar sind ein Beweis dafür. Aber zum ersten male gehört, macht die Ouverture zum „Tannhäuser“ Brustschmerzen. Es gibt chromatische Läufe in ihr, die krank machen. Die Introduction zum „Lohengrin“, die wir in Weimar hörten, verursachte einigen Freunden die Wirkung, die Shakspeare von jenem Kanon beschreibt, der Leinewebern die Seele aus dem Leibe ziehen kann. Möglich, daß das Gangliensystem moderner Schriftsteller und Alt-Shakspeare'scher Leineweber schlecht beschaffen, aber ich glaube doch, daß selbst die im Freien und im Gehen schaffenden griechischen Geistesarbeiter nicht ertragen hätten, daß ihnen Violinen die Seelenfäden in schmerzendster Endlosigkeit und geradezu krankhaft wie aus dem Tiefinnersten gezogen hätten. Es ist ganz wahr, ein unendliches Entzücken, eine Wonne der Ahnung, ein Zauber von Poesie liegt in dieser unartikulirten Musik, in dieser vergeistigten Naturlautssprache; aber des Tondichters dämonischer Genius drückt zu viel aus. Er gibt mehr als er geben sollte. Er bringt unsere Sinne in wilden Aufruhr und beansprucht sie unausgesetzt. Er kann keine Melodieen schaffen, thut deßhalb, als wenn Melodieen alter Zopf wären, fängt aber immer etwas an wie Melodie und hört auf, wenn unser Herz nun natürlich ganz nach

dieser Melodie verlangt; auf Melodie ruht sich das von der dramatischen Musik angeregte Ohr und Herz aus.

Bei Wagner gibt es nur dramatische Musik, nur Recitativ, nur Handlung, nur Tonmalerei der Situation. Und so wunderbar schön, so überraschend poetisch die Absichten des Componisten sind (gibt es Reizenderes als die Gegensätze des Venusberges und des thüringischen Idyllebens im ersten Act des „Tannhäuser"?), sein Uebermaß erdrückt, erschlafft, wir haben Alles bei ihm, nur kein Resultat, das erhebt und erkräftigt.

Richard Wagner ist ein Meister der Dialektik. Seine Musik ist dialektisch. Sie tönt bedeutsam, aber man hat nie etwas, woran man sich mit ganzer Seele halten kann. Ebenso spricht und schreibt er immer mit bewunderungswürdiger, aber resultatloser Rhetorik. Vom Verstande geht es bei Naturen, wie die seinige, immer eher zur Phantasie hinüber als zum Herzen; und Verstand und Phantasie sind bei ihm von seltener Größe und innigster Verbindung. Eine Wirkung, die das Herz ergreift (und wir sind so zopfig, sogar von Herzensgüte zu sprechen) findet sich bei ihm selten. Er kitzelt wohl auch auf unser Herz los, unendlich süß, oft mit Engelszungen, er gewinnt uns auch; dann aber läßt er uns auch nicht mehr los und macht aus der Ueberredung gleich Betäubung, zuletzt Vernichtung.

Frauen von sensueller Complexion haben wir in Richard Wagner'scher Musik wahrhaft schwelgen gesehen und sie glaubten, ihr Herz wär' es, das von ihr so mächtig ergriffen. Sie wußten es nur nicht, diese Schwärmerinnen. Ihr Herz waren ihre Sinne.

In Richard Wagner's Musik liegt ein tiefgeheimes Gift. Es lebt in ihm nicht Griechenland, wie er uns in seinen Schriften glauben machen will, sondern der Orient. In Ekbatana componirte man so, oder schwimmend auf dem Ganges in Lotosblumen und von Mohnsaft betäubt.

Richard Wagner will orientalische Wonne, hypomixolydische Wonne, und der Areopag in Athen hätte ihn ohne Gnade zum Tode verurtheilt.

VI.

Einigung in Natur und Schönheit.

Die Herrschaft der Jahreszeiten.

Im Winterschnee, wenn am gefrorenen Fenster der Sonnenstrahl die Palmenblätter und Farrenkräuter thaut, die sich wie von einer unsichtbaren Pflanzenwelt der Lüfte auf ihnen abdrückten, — im Winterschnee, wenn der gleichmäßige Strom der Luft im wärmenden Ofen behaglichen Takt hämmert und der ganze Lebenstrieb des Menschen sich zusammenfaßt in sich selbst, schürend auch tiefinnen die erwärmenden Flammen seines Seins: im Winterschnee regiert im Menschen der Geist.

Was belebend und entfesselnd auf die Menschheit wirkte, was die gebundene Wärme des Nachdenkens, der Betrachtung und des erfindenden Schaffens je hervorgebracht hat, das verdankt sicher seine Entstehung der Macht des Winters.

Der Frühling aber zwingt den Geist, seine Herrschaft dem Körper abzugeben.

Wenn die milden Lüfte wieder über die Erde wehen, wenn aus halbgeschmolzenen Schneedecken schon die Keime der Wintersaat blicken, wenn sich aus grauen Nebeln all-

mälig grün und sangbelebt die auferstehende Natur enthüllt, dann werfe der Forscher Buch oder Feder hinter den ausgedienten Ofen und drücke die treibende Kraft nicht nieder, die sich auch ihm durch die Adern drängt! Der Frühling gehört dem Erdgeiste; er entfesselt die Leidenschaft, setzt die Sinne in Aufruhr. Frühling will vom Menschen nichts als das Zugeständniß, eine erschaffene Creatur zu sein. Frühling weckt neues Leben und tödtet auch. Die aus ihren Bändern gehende Kraft der Gährung sprengt die Bänder. Die Lüfte, die so mild über die Fluren wehen, bergen Leben und Tod in sich. Der Erdgeist, wie eine riesige Walkyre, zieht im Frühling über die Erde mit mächtigen Flügeln und gezogenem Schwerte. Mild scheint Alles und zum Leben verlockend, was der Frühling bringt; sichre sich aber Jeder die ganze Kraft seines physischen Seins am meisten, wenn die ersten Veilchen blühen.

Im Winter herrscht der Geist, im Lenz der Körper, im Sommer die Seele.

Im Sommer strecke dich aus am blühenden Geländer auch deines Innern! Pflanze die Blumen im Herzen, schlinge die Bänder der Liebe und Freundschaft um all' deine Gedanken, ströme dich aus in Hingebung und glücklichem Empfangen! Wer wird schaffen im Sommer? Sammle! Genieße! Gibbon hat gesagt, im Sommer wär' ihm nie ein vernünftiger Satz, nie eine Zeile

gelungen. Im Sommer finden sich die Herzen, im Sommer schweigen die Sorgen, im Sommer vergessen sich die gescheiterten Werke des Winters.

Im Winter der Geist, im Frühling der Leib, im Sommer die Seele. Und im Herbste? ...

Wenn die Blätter fallen, die Sonne sich früher und früher einhüllt in ihre malerischen gelbrothen und violetten Wolkengewänder, wenn Nordost auf den dunklern Strömen die Wellen in tausend kleine Hügelchen rippt, wenn die schlanken Pappeln sich ächzend biegen vor demselben Föhn, der eben auf dem Meere Masten bricht, von den Alpen Lawinen stürzt, dann treten uns die Bilder der Vergänglichkeit entgegen. Wie der Mensch im Lenze, seinem gefährlichsten Feinde, nur an das Leben denkt, so umschleichen ihn im Herbste, wo die größte physische Kraft ihm zu Gebote steht, die Ahnung des Todes. Dem Herbst gehört das G e m ü t h.

Im Herbste singen auch ihr Bestes die Dichter.

Zauber der Oertlichkeit.

In großen Bildergalerieen geschieht es wohl, daß man mit geringerem Interesse an Gemälden vorübergeht, die an dem Orte, wo sie entweder gemalt wurden oder für den sie ihre erste Bestimmung erhielten, eine viel größere Bedeutung gewinnen.

Es ergeht gewiß Jedem so, wenn er die Wirkung vergleicht, die ein Bild von Albrecht Dürer in der Brera von Mailand oder in der Moritzkapelle von Nürnberg auf ihn macht.

Diesen Zauber der Oertlichkeit empfanden wir bei den Bildern der Brüder van Eyck und Johann Memling's.

Im berliner Museum und in der St. Bavokirche zu Gent ist die „Anbetung des Lammes“ geradezu Zweierlei.

Dort, wo sich sechs Tafeln dieses berühmten Bildes befinden, hat uns die Leistung der Brüder Hubert und Johann van Eyck nur einen kunstgeschichtlichen Werth; dort wird das Auge von der verlockenden Formenschönheit der italienischen Säle angezogen und auch die Theorie stört uns, die nazarenische, altdeutsche, sonderthümliche Schule, die uns an diesen Anfängen der Kunst immer sogleich eine Vorlesung über den wahren Geschmack, die

wahre Vertiefung und das eigentliche Ziel der Malerei halten will.

Wie anders aber wirken die Ergänzungstafeln jener allegorischen Composition an dem Orte, wo die Meister lebten! Wie ist da die richtige Anschauung so schon vorbereitet durch Alles, was man von Ueberbleibseln der alten Zeit an einem Tage dort reisend gesehen hat! Wie lenken Häuser, Palläste, Kirchen, geschichtliche Erinnerungen und die jetzt noch waltenden Sitten zurück auf die stille Betrachtung solcher alten Kunstwerke, wie auch ein solches der Schrein der h. Ursula in Brügge ist!

Nun erst, im Zusammenhang der Zeiten und der Oertlichkeiten, entdeckt man die wahren Schönheiten, nun erhebt sich das Anspruchslosscheinende zu einer staunenswerthen Bedeutung und man sieht diesen ersten Anfängen der wiedererwachten Kunst das bewußte Vermögen, das schon absichtliche Wollen und treufleißige, gemüthvolle Ausführen an.

Die Traulichkeit in den Bildern van Eyck's ist dann bezaubernd. Die gefällige Anordnung der Figuren, die Gewissenhaftigkeit des Beiwerks, die wohlthuende, in der Perspective überraschende Zuthat der landschaftlichen Staffage, Alles tritt uns wie niegesehen vor's Auge.

Die Oertlichkeit verklärte diese Bilder oder will man es richtiger sagen, sie verklärte unser Urtheil zur Gerechtigkeit.

Die Schönheit des Alters.

Wem kann sie verborgen geblieben sein, die gewaltige Strömung der Gemüther doch nach dem Ernst und dem tiefern Sinne des Lebens hin!

Es ist dieses Ortes nicht, die Strudel und Klippen aufzuzählen, die dieser Richtung in die Bahn treten können.

Kluge und schlaue Menschenfischer sehen wir genug von dieses Stromes Trübung Vortheil ziehen.

Der Mißbrauch hebt aber die Thatsache, die er auszubeuten sucht, selbst nicht auf. Ernster und feierlicher gestimmt denn je sind die Gedanken unserer Zeit. Selbst dem Scherze und seiner Ausgelassenheit sieht man an, daß er nur eine kurze Unterbrechung der Trauer, eine kurze Aufforderung zum Vergessen ist.

Diese Bemerkung drängt sich auf, wenn man seit einigen Jahren die Bilder des Spaniers Murillo immer höher in der Gunst des großen Publikums steigen sieht. Es ist fast, als hätte sich das Auge wenn nicht satt, doch etwas müde gesehen an den Reizen der italienischen Schule. Rafael's Madonnen, so heitere, so glückliche,

fast gedankenlos lächelnde Mütter, seine Jesuskinder, so natürliche, sorglos spielende Knaben, sind nahe daran, von den ernsten, verklärten, wehmüthigen Madonnen des Spaniers und der feierlichen Erhabenheit des großen Mutterstolzes, den sie selbst anbetend auf ihren Knieen trägt oder in ihren Armen hält, verdrängt zu werden.

Diese Umwandlung des Geschmacks liegt eben in der Zeit.

Ich sah kürzlich in Paris ein Bild von Murillo, das mich in der That mehr erhob als die heitere Ruhe der Sixtinischen Madonna.

Es ist das 548ste in der neuen Anordnung des Louvre.

Ueber fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, stellt es, von einer Himmelsglorie, vom Gottvater und von der Taube behütet, die Jungfrau mit dem Kinde dar, dies selbst ein Kreuz entgegennehmend von dem Kinde Johannes, das Elisabeth emporhält.

Die blaue, und noch mehr die mattrothe Gewandung der Madonna verbreitet über dies Gemälde einen Duft, der wie ein eben anbrechender Frühlingsmorgen verklärend, rosig alles Lebende und Leblose verschönernd, in eine mit Worten unaussprechliche Stimmung versetzt.

Es ist nicht ein Widerschein wie der der Rose, der in diesem Bilde so mächtige Zauber wirkt; auch nicht ein Widerschein wie der der Granatenblüthe; auch nicht die dunkle Glut der Nelke würde in solcher Wirkung strahlen, son-

dern es ist, wie wenn am Fuße eines Altars am Marientage ein kleiner Wald von abgebrochenen Kirschen- und Apfelblüthenzweigen hingestreut läge, so farbige, roth- und weißgemischte Lichter liegen auf diesem Bilde.

Und dennoch würde das von der Farbe bestochene Urtheil sich von dem Eindrucke loswinden, würde dem Maler ein unverkennbares Streben nach Absicht, sogar ein bewußtes, ja kokettes Spiel und fast ein vornehmes Wesen — wie für die Betkapelle einer Fürstin bestimmt — vorwerfen, wenn nicht alle diese Einwürfe verschwänden gegen die überwältigende Wirkung einer einzigen Figur, zu den Füßen der Madonna, der heiligen Elisabeth.

Unter so viel Jugend, Schönheit und Glanz die heilige Elisabeth, eine Matrone, eine Greisin, ja, um das ganze Geheimniß des Reizes auszusprechen, die Mutter einer Mutter, eine Großmutter.

Die Idealitätsmaler sagen vielleicht: Was ist da weiter? Sie würden auch diese Großmutter gemalt haben mit den hergebrachten Verschönerungen des Alters, die Runzeln ausgeglichen, die welken Lippen gemildert.

Das ist es eben nicht, was hier wirkt.

Murillo malte eine wirklich alte Mutter einer Mutter, eine Großmutter in all ihrem strengen Ernste, in allen Spuren ihrer durch die Erfolge vielleicht nicht belohnten Mühen, mit allen Furchen ihrer noch wachen Sorgen, eine vollkommene, echte Matrone.

Und diese Greisin, dies Alter so mitten unter dem Lichtglanz der Jugend und der aufkeimenden Schönheit, dieses mitaufgenommene Endziel all' unsers Lebens verklärt das ganze Bild. Das Alter gibt ihm Jugend. Die ungeschmückte Wahrheit schmückt es. Man sieht eine wirkliche, echte Familie in ihren ab- und aufsteigenden Altersstufen, von dem lockigen Scheitel eines Kindes an bis zu dem Schnee im ehrwürdigen Haar einer Matrone.

Die Wahrheit und Würde dieses Bildes ergreifen das ganze Herz.

Auch ein Auswandererbild.

Die Phantasiebilder des Elends, die man sich früher heraufbeschwor, wenn man in Havre, in Bremen, Rotterdam, Antwerpen deutschen Auswanderern begegnete, haben keine Wahrheit mehr.

Nicht die Armen wandern aus, nicht die Mißvergnügten, mit Steuern Ueberladenen, sondern die vermöglichern Landbewohner, und was sie über die See zieht, wird nachgerade eine so gedankenlose, leere und nichtige Sucht der Neuerung, daß sich dem Auswandern endlich einmal ein gemeinsames deutsches Halt! der Besonnenen entgegenstellen sollte.

In Antwerpen sah ich viele Hunderte von Auswanderern.

Sie zogen allerdings in den abgetragensten Kleidern ihres Dorfes durch die Straßen, sie hatten kranke Kinder und hinfällige Greise zu hüten, sie schliefen in den Herbergen auf Stroh, sie begnügten sich mit der elendesten Kost und wohl fühlte sich ein deutsches Herz gedrungen, zu ihnen heranzutreten und ihnen Lebewohl zu sagen.

Aber die Männer gaben die Hände nicht gern, weil sie in ihren Taschen — die mit eingewechselten Sovereigns gefüllten Börsen hüten mußten.

Es sind zwei Dinge, die an den Auswanderern geradezu abstoßend und peinlich sind.

Einmal der Mangel jenes allen Nationen tief einwohnenden Heimathsinns, dieser Mangel, den fast alle Deutsche theilen. Die Auswanderer treibt nicht die Noth, nicht eine Betrachtung über das deutsche Vaterland hinweg: nur die deutsche Abenteuerlust und der uralte Hang unsers Volks zum nichtsnutzigen Weltwandern. Ganze Länderstrecken bei uns leben jetzt in diesem amerikanischen Sehnsuchtstaumel, der sich auf nichts begründet als auf einen, nur den Deutschen eigenen Köhlerglauben an alles Fremde und Entfernte. . .

Der zweite Schatten in den alten sentimentalen Auswanderergemälden ist die Vermischung der Lebensalter, der Geschlechter und der Sitten. Wir meinen hier nicht das wilde Durcheinander, das auf den Auswandererschiffen herrscht; wir meinen schon auf der Wanderung zur See das Umspringen aller Ordnung, das aus Rand- und Band-Gehen jeder Rücksicht, das Umschütteln und Umrütteln aller naturgemäßen Beziehungen unter den Familien selbst.

Wir beobachteten einen Naturzustand, der kläglich war.

Junge Bursche still, traurig, feige; Greise wie Kinder hüpfend, faselnd, von den Kindern gestoßen und zurechtgewiesen, weil sie sich ungeberdig benahmen, frivol sogar und sittenlos. Frauen, weggenommen von ihrer Erdscholle, von ihren Pflichten und Gewohnheiten, ohne Anhalt und ohne Rücksicht, abenteuerlich gestimmt, ohne Verlaß. Die geöffnete Welt, der große blaue Horizont, das Meer, alle niegesehenen Wunder des Lebens bringen unter diesen Menschen dämonische Wirkungen hervor.

Man klagt über die Wildheit und Sittenlosigkeit des deutschen Volkes. Man kann einen Hauptgrund derselben in dieser luxurirenden und völlig gedankenlosen amerikanischen Sehnsucht finden.

Schweizerheimweh.

Ein ehemaliger Sergeant der Schweizergarde, die mit dem Jahre 1830 von den Tuilerieen — wer weiß, ob für immer! — geschieden, gab uns von der Art, wie sich bei seinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darstellung:

Ein junger Rekrut hatte in bestem Vertrauen, sich in der großen und schönen Stadt Paris zurechtzufinden, sein Handgeld genommen. Er hatte, wie Alle, sich zu beklagen keine Ursache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Bedürfniß verpflegt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dies schreckliche Gefühl treibt keineswegs etwa zur Desertion oder zu einer Selbsthülfe um jeden Preis. Es lähmt vielmehr nur alle Entschlüsse, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Es ist ein Weh unerklärlichster Art, eine still und oft unheilbar sich einschleichende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardist stand zuweilen bei den gemeinschaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, was er vergessen hatte. Dann setzte er sich wieder und aß zerstreut.

Die Kameraden kannten diesen Zustand schon und riefen ihn mit Nachdruck an. . . .

„Jakob, was hast? Mußt vernünftig sein!“ . .

Jakob lächelte und setzte sich wieder. War er auf einem Posten, so träumte er wie somnambül. Sollt' er einen Auftrag verrichten, so ging er wie in der Irre. Nie fiel ihm ein, zu klagen oder gerade heraus zu sagen: „Ich muß nach Hause zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!“ Nur bei Tische entfiel ihm zuweilen das einzige hingeworfene Wort, das er wie irr aussprach: „Mutter! Mutter!“ Stand er irgendwo in Versailles Schildwacht, so sah er starr auf die Baumgänge hinunter und flüsterte immer vor sich fort: „Mutter! Mutter! Mutter!“ Wenn man ihn anrief, wußte er nicht, was er gesprochen hatte. Dieser Zustand verschlimmerte sich; er zehrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, schattenähnlich. Jetzt schon stieß er das Wort „Muotter“ zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er rasch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geisteskranken ins Lazareth bringen. Diese innere Herzensangst war nicht zu bewältigen mehr und zur Reise war er schon zu schwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und sagte, das Uebel würde sich schon legen; kaum war er aber eine Weile still oder wollte sich mit irgend etwas beschäftigen, so sprang er auf und rief wie ein brüllender Stier: „Muot-ter!“ Der ganze

Nachdruck des Schmerzes war dabei auf die letzte Silbe gelegt. Am zurückgepreßten Krampf des Herzens und dem namenlosesten, durch nichts mehr zu beschwichtigenden Weh gab er den Geist auf. Das lang auseinander gezogene Wort: „Muot-ter!“ schrie er in seinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte versagten und er todt auf seinem Bette zusammensank.

Das deutsche Stammleben.

Es wird so viel aus dem Einzelleben der deutschen Stämme seit einigen Jahren zu Tage gefördert; es regen sich alle Provinzen, um ihre Erinnerungen, Sitten und Eigenthümlichkeiten zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und die Erfrischung unserer Literatur durch diese Einflüsse des deutschen Stammlebens ist einige Zeit hindurch sogar epochemachend gewesen.

Dennoch fehlt uns theils noch ein großer Reichthum an noch immer nicht lebendig genug dargestellten Nüancirungen der deutschen Sitte, theils auch die Zusammenstellung und vergleichende Schilderung der Stammeseigenthümlichkeiten nebeneinander.

K. J. Weber gab in seinen „Briefen eines reisenden Deutschen" Beiträge zu dem Unternehmen, dessen Vorschlag wir im Sinne haben. Doch kannte er Norddeutschland zu wenig und seine Zeit der Beobachtung ging ohnehin über Napoleon nicht hinaus.

Einen feinen Blick und ein dazu gehörendes scharfes Ohr für das Belauschen der verschiedenen Abschattirungen

der Sprach= und Umgangsweise ganzer Striche in Deutschland hatte der zu früh verstorbene gemüthliche schriftstellerische Plauderer Theodor von Kobbe in Oldenburg. Er konnte Nüancirungen der Sprach= und Umgangsformen aus sogar unmittelbar aneinandergrenzenden Oertlichkeiten, z. B. Hamburg und Bremen, Hannover und Braunschweig, mit dem ergötzlichsten Humor wiedergeben.

Und diese Unterhaltung, die sich auf einem feinen Studium begründen mußte, ist keine müßige.

Wer würde bestreiten, daß z. B. folgende Elemente, zusammensitzend an der Table d'Hote des Rheinischen Hofs in Mainz, einen in jeder Beziehung anregenden Eindruck machen:

Ein mainzer Advokat, — ein zur Polizeiverwaltung versetzter schweigsamer und sehr zugeknöpfter darmstädter Beamter, — ein frankfurter Bankier, — ein mannheimer Reisender in pfälzer Taback, — ein nassauer Oekonom und Viehzüchter, — ein frankenthaler Weinhändler, — ein Landadeliger aus dem Westerwald, der an dem Texas=Verein des Grafen von Castell betheiligt ist, — ein geistlicher Herr, eben aus Aachen in Pius=Vereins=Angelegenheiten angekommen, — ein fahrender Literat aus Leipzig, — ein Schauspieler aus Hamburg, am mainzer Theater gastirend, — ein preußischer Besatzungsmajor mit drei Lieutnants, von denen der eine aus Saarbrücken, der

zweite aus Crefeld, der dritte aus Posen gebürtig ist, — still und schweigsam abgeschlossen ein österreichischer Offizier vom Geniecorps, — ein bonner Professor mit vorherrschender Tendenz zum Rothen Adlerorden, — eine reiche Kaufmannsfamilie aus Bremen, auf einer Vergnügungsreise begriffen, — ringsum dann die aufgedonnerte, französirende Kellnerwelt, ja sogar die in einem Winkel aufgepflanzte, von Strasburg herabgekommene Musikbande mit drei weiblichen Milanollos, geigenstreichenden Mädchen oder ausgewachsenen bratschirenden Jungfrauen, — kurz, wer sich in diesen Reichthum nicht nur sprachlicher Verschiedenheiten, sondern auch in dies Chaos der abweichendsten Denk- und Auffassungsweisen des Lebens und der Zeit hineinversetzen kann, wird uns zugeben, daß auf diesem Gebiete unserer Sittenauffassung noch ganz neue Eroberungen zu machen sind und in der Charakteristik des deutschen Stammlebens eigentlich noch so gut wie nichts geschehen ist.

Schweizererinnerungen.

I.

Du stolze, herrliche, „freie“ Schweiz, zum Gleichgewichte Europas der felsenschwere Mittelpunkt, Land der Heerdenglocken, Alpenmatten, der englischen Pensionen, der souveränen Hauderer, der Drei- und Fünffranken-Diners und des Honigs zum geregelten Frühstück!

Wie mag dem Flüchtling zu Muthe sein, dem die politische Weltordnung, wie sie mit ihren Steckbriefen und Gendarmen einmal vorhanden ist, auf den Fersen sitzt und sein Fuß betritt die ersten Schollen deines Gebiets, dessen Cantonalwappen auf den Grenzpfählen sich etwas ungastlich mit Bärenköpfen, Ochsenköpfen, mit Schafen und mit Widdern ankündigen?

Wonnebelebt, geistgestärkt, aufathmend begrüßt man dich auch, wenn man, ohne Flüchtling zu sein, sich dir naht vom Departement des Doubs, in Pontarlier die letzten rothen Pantalons der französischen Soldaten sieht, durch die Schluchten des Jura sich windend den Boden betritt, wo die ersten blumengezierten durchbrochenen Galerieen wieder rund und traulich um die Häuser sich ziehen!

Die Provinz in Frankreich!

Sie mag dem Forscher Reize bieten — wo sind nicht Grabsteine der Vergangenheit zu lesen! Und wo Menschen leben, ist es an sich dem Menschen immer Verweilens werth — aber so nur durchfliegen müssen durch diese langen, sonnenbeschienenen Flächen, durch diese wenigen Wälder, diese mäßigen Höhen, über diese ausdruckslosen Flüsse, so nur Steinmassen erblicken, die man Städte nennt und die uns am Ostthor eben so in Erinnerung bleiben wie man am Westthor in sie eingefahren ist; Dörfer frei, offen, wie hingeworfen und ausgesetzt nur auf die Landstraße, armen Findlingen gleich; Bauernhäuser von Steinen, ohne rankenden Wein oder mindestens Bohnengrün an den kahlen weißen Wänden, ohne Farbenschmuck und Blumenzier; da und dort zwar ein Herrenhaus mit eiserner Pforte und goldener Wappenkrone und geebneter Parkanlage, aber kalt, vornehm und schnörkelig wie eine Erinnerung aus den Zeiten der Marquise von Créquy; nirgends das Lauschige, Trauliche, Winkelige, Versteckte, Heimliche der deutschen Landexistenz. . .

Wer wäre nicht froh, dieser Monotonie zu entfliehen?

Besançon war die letzte größere französische Stadt.

Hier an der Einfahrt durch die Festungsglacis begriff man die Vortheile, die man sich im Hotel des Capucines zu Paris vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten für baare zehn Franken erkauft hatte!

Der Paß wurde in Folge des quittirten halben Napoleon in Ordnung gefunden. Man konnte zum letzten male die berühmte Artigkeit der französischen Gendarmen, Postbeamten, Conducteure genießen, diese Artigkeit, welche bei Letztern die Reisenden schon lange für nicht viel mehr als ein Stück Passagiergut in Wachsleinen betrachtet und sich verwundert, wenn ein solcher lebloser Gegenstand anfängt zu sprechen, zu fragen, Erkundigungen einzuziehen.

Wie verdrießlich ist doch in gewöhnlicher Begegnung diese französische Nation, wie zerstreut, wie nur beschäftigt mit — ja womit?

Das mocht' ich schon oft untersuchen und ausforschen, sah ich diese mürrische, grobe Apathie, diesen in sich vergrübelten Egoismus, diese unfreundliche, stöhnende und gelangweilte Pflichterfüllung! Die Erfahrung ist nicht neu. Die Republik — ich machte diese Reise 1852 — ist daran unschuldig. Schon lange hat man die ernsteste Veranlassung, als Menschen- und Nationenfreund zu fragen, was nur den Franzosen, wenn sie in ihren Functionen sind, diese ungehobelte, massive Verdrießlichkeit gibt? Hochmuth ist es allein nicht; denn da sie gern regieren, so sollte sie eine Function heiter stimmen. Leiden sie unter einer Vorstellung von größerm Glück als ihnen beschieden ist? Verachten die Dienenden aus Stolz ein Publikum, das auf ihre Dienste angewiesen ist? Oder

rechnen sie im Stillen ihre Gewinnste aus und legen sie zu ihren häuslichen Capitalien und calculiren sie beständig, wann sie sich endlich zur Ruhe setzen und von ihren Renten leben werden? Oder ist endlich die Schreckenszeit des endenden vorigen Jahrhunderts noch nicht vergessen und traut da der Bruder nicht dem Bruder, der Freund nicht dem Freunde, der Gefährte nicht dem Gefährten?

Von dem freudigen Antheil, den bei uns Mensch am Menschen zu nehmen scheint, findet sich in Frankreich nicht die Spur.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten noch in den größern und kleinern Provinzialstädten die jungen Militärs.

Man kann von den jungen Offizieren Frankreichs sagen, daß sie für ihre Nation jenes Princip vertreten, das in Deutschland den Studenten zugetheilt ist.

Die junge Offizierswelt der Franzosen hat nichts von dem Geschniegelten der preußischen Lieutenants. Nur etwa in östreichischen Garnisonstädten wird man die ungarischen Cavalerieoffiziere so ungezwungen und mit der ganzen erlaubten Poesie der Jugend in den Kafferhäusern rauchen, Bier trinken, Domino spielen sehen. Doch auch hier mildert die höhere Abkunft und die Vorschrift der Dienstordnung eine Art, sich zu geben, die die natürlichste von der Welt bei den jungen französischen Offizieren ist.

Diese sitzen in den Kaffeehäusern wie heidelberger und bonner Studenten. Sie haben im Munde lange quastbehangene Pfeifen, die Interimsmütze sitzt ihnen auf dem Ohr wie ein Cereviskäppel, die langen, nach den Hüften zu sich breit aufbauschenden Beinkleider hängen ihnen nach Bequemlichkeit, sie liegen auf den Bänken ausgestreckt und streichen ihre Bärte, die sie ganz nach eigenem Geschmack bald à la Henri quatre, bald à la Joinville, bald à la Haynau ziehen. Es sind die Schüler der polytechnischen Anstalten und Militärschulen. Ihr Halle und Jena ist Metz, Colmar, Nancy, Paris gewesen. Sie sind Raufer, Fechter, exerciren des Morgens, lesen den Tag über Alexander Dumas, gehen Nachmittags auf den Fechtboden oder den Kugelfang und bringen die Abende in den Wirthshäusern zu. Wenn man sie in ihren kurzschößigen Jacken über die Straßen der Garnisonstädte schlendern sieht, glaubt man, nur uniformirt, jene weltstürmende Jugend von Heidelberg und Halle vor sich zu haben, die sich vor zehn Jahren an Herweghs Tyrannenlyrik, jetzt, etwas zahmer geworden, an Otto Roquette's Wein-, Minne-, Lenzes- und Gesangsfröhlichkeit erbaut, die Mitte des Straßenpflasters da und dort noch zuweilen für den Gänseschritt in Anspruch nimmt und doch wohl noch immer die „Finken“ und Stubenhocker verspotten mag. Die Ideale dieser uniformirten und bewaffneten französischen Studentenschaft sind natür-

lich die gestickten Uniformen künftiger Marschälle von Frankreich und die den französischen Sturmcolonnen gegenüber nächstens zu beweisende totale Unhaltbarkeit sämmtlicher strategischer Exercitien der europäischen Armeen. Sie nur konnte drei Jahre später den Malakoffthurm erstürmen.

Der Canton Neuenburg war erreicht mit seinem gekerften Gebirgsterrain, seinen riesenhohen bewaldeten Berglehnen, seinen grünen Thalgründen und jener Sauberkeit der Wohnungen und Dörfer, die gegen den Schmutz und die Dürftigkeit Frankreichs so wohlthuend absticht.

Diese Sorgfalt der Obstcultur, der Blumenzucht, der Reinlichkeit der Brunnen, des Schmucks der Häuser, diese gekehrte und gefegte Sonntagsnettigkeit auf der Diele, die Wohlhabenheit bekundende Tracht der Frauen, die puritanisch-calvinistische Haltung der ernsten, etwas pedantischen Männer . . . man brauchte nicht auf die dunkeln Farben ihrer Röcke, die gesteiften, aufrechtstehenden Hemdkrägen und den unvermeidlichen großen rothen schweizer Regenschirm allein zu sehen, um sich trotzdem, daß Mancher hier noch Französisch spricht, doch schon heimathlich begrüßt zu fühlen von den Segnungen dieses Schweizerlandes, einer selbstgewählten Regierungsform, einer ämsigen Industrie und eines von früher Jugend gewöhnten eigenen Nachdenkens über die wichtigsten Fragen des Menschen.

Es ist wahr, es zog sich wohl Alles enger, begrenzter rundum zusammen, auch der große Horizont der nationalen Ansprüche verschwand mit der geschlossenen Fernsicht, aber bedeutsamer wuchs der Einzelmensch, seine Person wurde Gedanke, sein Dasein Anknüpfung an die unsichtbare Kette der Geister. Ein höherer vergeistigender Egoismus Das, der den Menschen zum würdigen Mitglied seines Staats, seiner Gemeinde, seiner Kirche macht. Das Schweizervolk ist nicht poetisch, es träumt nicht in die blaue Luft hinaus, es läßt die Fürsten und deren Räthe nicht sorgen für das Wohl der Welt und schaut etwa nur gedankenlos zu, was ihm von oben und in Gnaden beschieden wird, es muß selbst dabei sein, wenn über seine Rechte und Pflichten getagsatzt wird; aber man kann um der Poesie und Romantik willen nicht gering von einem Werthe denken, der für einen höhern Maßstab doch seine Poesie auch hat, und eine Poesie, die vielleicht über der gewöhnlichen steht.

In diesem Lande Neuenburg mischen sich noch ganz eigene Farben in das Gemälde des Volkscharakters und des in der Schweiz landesüblichen Menschenwerthes.

Man sieht nicht nur, daß die besonderen Industrieen der kleinen Ortschaften, vorzugsweise die Uhrmacherkunst, die Tausende hier beschäftigt, aus der ganzen Eigenthümlichkeit der Menschen herauslugen, sondern auch die Doppelnatur eines Freistaats und einer jetzt zwar unter-

brochenen, aber doch noch keineswegs erstorbenen Beziehung zu einem großen norddeutschen Staate gibt diesem Schweizercanton einen eigenen Charakter.

Man kann sich, durch Neuenburg reisend, nicht erwehren, seine Phantasie in den Contrasten zwischen Dem, was hier unter diesen grünen Bergen aufwächst und gedeiht, und den Beziehungen zu dem Lande der Mitte zwischen Niemen und Mosel hin und her spielen zu lassen.

Wie kommen diese entlegenen Neufchateller dazu, dem Witze der märkischen Sandwüste einst zu unmittelbarster und nächster Zielscheibe gedient zu haben?

Wie ist es möglich, daß dort in dem einsamen Pfarrerhause, hier bei einem Nachkommen des alten burgundischen Landadels noch jetzt die unmittelbarste Anknüpfung herrscht an die doctrinären Geister, die da unten jetzt um Sanssouci schweben?

Noch halten die vielen, aus Preußen bezogenen Pensionen, die Erinnerungen verwandtschaftlicher Bande, die schon seit Jahren zwischen Berlin und diesen Thälern geknüpft wurden, Briefe und der lebendigste Bonnen-, Gouvernanten- und Seelsorger-Verkehr die Beziehung zwischen dem Canton und der preußischen Souveränität so lebhaft im Gange, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn man, allen schweizerischen Versicherungen von der Abgestorbenheit dieser Einigung zum Trotz, auf einem Volkstage in Locle oder La Chaux de Fonds unter dreißig-

tausend Stimmen immer noch zehntausend fanatisch preußische zählt.

„Ihr Absynth-Extract-Krämer! Könnt ihr eure Absatzquellen in den berliner Conditoreien nicht der Freiheit unserer Stimme auf den Tagen zu Bern und Zürich opfern?“

So mögen die Advokaten von Neuenburg ausrufen, mögen die sentimentale Hingebung an das preußische Schwarz-Weiß und den Schnitt der königlichen Livréen von Berlin bei den Pastoren, Gouvernanten und Bonnen lächerlich finden, es steht die Frage, ob Sigmaringen, wenigstens für die Ergebenheit jenes Schweizer-Cantons, der Krone Preußen ein voller Ersatz werden wird.

Gerade in der Entfernung Preußens, in der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Geltendmachung seiner Regierungsmethoden, in den Sagen, Geschichten und Erzählungen Derer, die so glücklich waren, einst die norddeutsche Hauptstadt gesehen zu haben und eine Weile in ihr zu leben, liegt für diese Verbindung ein Reiz, der, gehoben durch die Interessen des kirchlichen Glaubensbekenntnisses, eine Rückkehr zu dem frühern Verbande nicht unmöglich machen könnte, freilich aber auch in dem stillen, friedlichen und, wie es scheint, musterhaft geordneten Canton traurige Störungen der Ruhe und der Bürgereintracht hervorbringen würde.

So athmet man denn die reine und volle Schweizer-

luft erst, wenn man von den Höhen des Jura niederrollt, vom Neuenburger See und seiner mächtigen Ausdehnung bei St.-Blaise Abschied nimmt und an der Zielbrücke auf berner Boden tritt.

Die Gegend des Aarberger Mooses ist unfreundlich und kahl, aber bald ist Ins, bald Aarberg erreicht, bald steht die volle behäbige Stattlichkeit eines berner Bauernhauses vor uns.

Willkommen nun, ihr Sitze der Kraft, die sich überall ihre eigene und gleichbleibende Art erhalten hat!

Angelehnt an einen sanft aufschwellenden Hügel, umgeben von einem Baumgarten, wo die spätreifenden Früchte in das schwellende Gras niederfallen oder auf Leitern gewonnen werden, die, zusammengestellt, an einem mächtigen Apfelbaume des Herbstes warten, liegt es da!

Neugezimmert von frischem Tannenholz das Stacket des Blumengartens, dessen zierliche Ordnung mit seinen kleinen abgezirkelten Beeten fast zu symmetrisch in diesem freien Wachsthum blüht und zu gesuchte Farbeneffecte spielt . . .

Das Bienenhaus mit schützendem Dach ausschauend in die Wiese mit ihren tausend lockenden bunten Sternchen und Knöpfchen; Hühner und Tauben hüpfend und fliegend hin und wieder vom nesselbewachsenen Winkel am Stacket und dem mächtig thronenden Düngerhaufen zum gewaltigen Wohnhaus mit seinem hochüberragenden Schindeldach . . .

Dieses öffnet sich am Giebel zur obern Galerie von à jour gefaßtem Holze; durch zwei Säulen stützt diese das oberste Dach, trägt Rosen- und Nelkenstöcke am innern Simse, birgt das Heiligthum der Schlafgemächer, die mit ihren Fenstern auf die oft mit Wappen und durchlöcherten Schießscheiben gezierte Altane hinausgehen ... Fenster an Fenster im untern Hause, doch Raum noch für die Scheibe einer Sonnenuhr ...

Am Eingang die Plauderbank, über ihr zum Trocknen von der Vordergalerie herabhängendes Linnen ...

Des Hauses Pforte fast verstellt von Waschkübeln und Zubern und Milchgefäßen ...

Dicht am Hause der Brunnen mit ewigrieselndem Quellwasser, plätschernd belebt und belebend; die Mägde, Knechte, Kühe, Hunde rings um sich sammelnd und ihr Gemeinleben genießend und sich dabei Alle, Mensch und Vieh, wie auf eine Sprache gerichtet verstehend ...

Das ganze Bild nicht wiederzugeben in seinem wahren Eindruck durch die volle Befriedigung der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu den Theilen, durch die gleichsam hingestreckte und den Kühen abgesehene wiederkäuende Sättigung und Selbstgenüge des hochmüthigsten Bauernstolzes; dies Brummen, Schnurren, Summen dazu und das Duften vom Heu, vom Gras, vom Obst, von den Blumen des Gartens und der Wiesen und zuletzt von dem eigentlichen Patschouli und Tripleextract der Schweiz,

vom Dünger und jener wahren Nektar- und Ambrosiaquelle der Landwirthschaft, des flüssigen Befruchtungs-Humus, der die Ehre verdient, auf diesem Felde der Cultur das fünfte und vorzüglichste aller Elemente genannt zu werden.

Wir kommen aber in Jeremias Gotthelf's Sphäre.

Ein norddeutscher Tourist und öder Haide-Romantiker wie Unsereins muß sich von dieser vollen und grünen Sphäre losreißen und sich auf eins jener ihm dafür mehr zueigen gehörenden Felder begeben — die Table d'Hote im Faucon d'Or zu Bern.

Hier, nach einiger flüchtigen Abstäubungstoilette, ist man vielleicht so glücklich, noch einen Platz neben zwei englischen Misses zur Rechten und einer soeben aus dem jetzt aufgewühlten Freiburg geflüchteten Grafenfamilie von neun bis elf Köpfen zur Linken zu finden.

Man hat also sogleich den ewigen Statusquo der Schweiz dicht neben sich, die Entzückungen über die Schönheiten des Landes für Durchreisende im Allgemeinen und ihre Schrecken für Die, welche dauernd in ihr wohnen müssen, ins Besondere.

II.

Es ist seltsam in den Schweizerstädten, wie in ihnen die wildeste und gehässigste Politik so still und geräuschlos vor sich geht.

Man kann diese vor den Fremden aufrecht gehaltene Discretion nicht genug bewundern.

Im Sommer wenigstens macht sich das ganze aufgeregte Staatsleben der Schweiz nur wie im Incognito.

Man will eben eine Revolution beginnen; die große Glocke eines Hotels kündigt eine sechsspännige Equipage an, eine Lordschaft fährt vor und man schiebt seine Ueberzeugungen und Leidenschaften, seinen Zorn und seine Rache bis auf Weiteres auf.

Schreiber Dieses war in Luzern kurz vor dem Sonderbundskriege. Die Partei der Kapuziner stand wie mit brennender Lunte. Man sah Schrecken und Furcht auf schweigenden und sich gleichgültig stellenden Mienen. Väter waren gefallen, Brüder verbannt, die furchtbarste Tendenzverdächtigung füllte die Gefängnisse... Aber die Reisenden gingen dabei ab und zu und die Veranstaltungen der Wirthe und was zu ihrem Wirken gehört,

waren so gut getroffen, daß die meisten englischen Ladies mitten in einem arkadischen Frieden zu leben glaubten. Nächtliche Ueberrumpelungen der Thore und der Zeughäuser wurden ihnen für harmlose Schießübungen dargestellt. Nicht die Angst der Ladies, nur die ahnende Unruhe ihrer Schooshündchen bestimmte sie zur Abreise.

So war auch im benachbarten Freiburg die jetzt daselbst herrschende radicale Partei in größte Bedrängniß gerathen durch den Tag von Posieux, wo die Freunde der („Geld ins Land bringenden") Jesuiten wieder ihre Kräfte zählen wollten und sich in erschreckender Ueberzahl einstellten. Die bewaffnete Macht Freiburgs war consignirt, Familien flüchteten ins berner Gebiet, man erwartete Nachrichten von Feuer und Flammen, aber die von Freiburg kommenden Durchreisenden hatten, im Angesicht der beginnenden Saison, von alle Dem nichts gemerkt.

Und in Bern selbst hatte eben die Aufhebung des Seminars von Münchenbuchsee die daselbst jetzt unterdrückte liberale Partei in leidenschaftliche Bewegung gesetzt — in Freiburg herrscht die liberale, dicht daneben in Bern die aristokratische Partei und so geht es abwechselnd und ein Canton dem andern widersprechend durch die ganze Schweiz — Artikel gegen Artikel schleuderte man sich in den Blättern zu, die öffentliche Scene blieb aber ruhig und die Fremden konnten gewiß sein, von alle Dem unbehelligt zu bleiben.

Bei den Streitigkeiten wegen des Seminars in Münchenbuchsee, das die jetzige conservative Regierung seines, wie man behauptet, verwilderten, demokratischen und neologischen Geistes wegen aufhob, wurde auch mannigfach Jeremias Gotthelf oder Pastor Bizius in Lützelflüh genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, sogleich aufmerksam hinhört.

Bizius hat, wie die Kenner seiner Schriften sich entsinnen werden, Waffen genug gegen das moderne Schullehrerthum geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche.

Dieser wunderbar begabte, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizernaturells so sehr Rabulist, daß er sich besser zum Advocaten geeignet haben würde als zum Seelenhirten. Man schildert ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Muri paßte. Das Wettern und Kanzelrandschlagen, das Seelenaushunzen in seinen Schriften ist bekannt. Wie Gott ihn dazu mit Witz, Phantasie und der prächtigsten Uebung jener traditionellen Schweizerrhetorik, die von Lavater bis Zschokke meist sehr berechnet bald in Treuherzigkeit macht, bald in Pathos, ausgerüstet hat, wissen Alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Wildheit, in der jähzornigen Leidenschaft und dialektischen Kniftologie eines kirchlichen Streithahns etwas Verletzendes und muß die Bedeutung,

die der seltene Genius dieses Mannes für unsere Literatur haben könnte, selbst für seine Gesinnungsgenossen beeinträchtigen. Eben noch sind wir von Bizius' meisterhafter Auffassung und Wiedergabe des Volkslebens ergriffen, sehen diese kalten egoistischen Bauern in der Kleinwelt ihrer Begriffe und Interessen mit der ganzen Kraft geschildert, wie sie sich auf der ihnen zugehörenden Scholle zu stemmen und zu behaupten gewohnt sind, lachen mit diesem sprudelnden Humor der Satire, die den Dünkel, die Anmaßung, die falsche Cultur, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verschlungensten Irrgänge eines durch die Landessitte fast berechtigten und naturwüchsigen Egoismus im Schweizervolke mit allen Waffen eines überlegenen Geistes geißelt — und plötzlich sinkt uns der große Prophet des Worts und der Herzenskündigung zum zornfunkelnden Theilnehmer dieser ganzen rohen und wilden Parteiwelt herab, wird Parteimann in der ganzen schweizerischen Bedeutung des Worts, verfolgt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechselt die Ausartungen, die leider auch das Streben zum Guten hat, mit diesem Streben selbst, setzt das Gute allein in die verworfensten und kaum noch sittlich berechtigten Begriffe von göttlicher Ordnung und Heilspflege, malt mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Testamente entlehnten Phraseologie die Regierung Gottes in Farben, wie man sie dem beschränktesten Bauer nicht mehr so grell aufklext,

und tritt Logik, Philosophie und Poesie mit Füßen. So verwirrend, so oft zum Schlagtreffen erhitzend und das Blut zum Kopf treibend wirkt in diesem Manne des Geistes und des Worts die schweizerische Parteiung. . .

Die Gegenpartei hat in berner Blättern Privatbriefe von Bizius drucken lassen. Ein an sich ganz unerlaubtes Verfahren. Sie stellen den Zuchtprediger in derselben Menschlichkeit hin, in denselben lustigen und an sich ganz lobenswerthen Uebergängen von einem Strauß frischer Feldblumen zu einem kräftigen Rinderbraten, von einem Samstagsconcept am Studirtisch zu einer bedachtsam angestellten Probe einer neuen Lieferung Niersteiner, Uebergänge, die sich auch bei seinen Gegnern und überall da finden werden, wo der Mensch, an sich ganz gerechtfertigt, gern sehen muß, daß er von seinen Ueberzeugungen auch sein Brod zu essen und möglichst seinen Wein zu trinken hat.

Aber hat man dadurch nun doch von dem himmlischen Eifer eines Mannes durch authentische Beweise ein solches Bild gewonnen und muß ihn in den allgemeinen irdisch-irdenen Topf der Interessen werfen, wo alle Parteiung Egoismus wird, so nimmt sich auch Bizius' Zorneseifer gegen die armen Schullehrer von Münchenbuchsee, unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach circulirt haben sollen, im Ganzen genommen kläglich und über allen Zauber seines eminenten Beobachtungs- und Dar-

stellungstalents hinaus wie im ältesten Schweizerstyle von Anno 1777 aus.

Seit Jahren hat mir der Aufenthalt in Schweizerstädten, Zürich ausgenommen, immer die gleiche Empfindung gemacht.

Man kann immer nur so lange in ihnen aushalten, bis die nächste Post abgeht.

In Basel sieht man sich die gemalten Höllenstrafen an den Hofwänden des Rathhauses an, wandert eine halbe Stunde auf dem verwitterten Sandstein des Kreuzganges am Dome, besucht einen Tractaten- und Missionsschriften-Buchhandel und reist ab.

In Freiburg wiegt man sich etwas auf der Kettenbrücke, hört die große Orgel in der Nikolauskirche, besucht eine Jesuitenpredigt und nimmt die Post.

In Lausanne wandert man durch die Promenaden der Stadt, betrachtet sich das Hotel Gibbon, sieht ein spazierengeführtes Pensionat von jungen Mädchen aus aller Herren Ländern oder wohnt, auf besondere Empfehlung, einem Damen-Thee bei, wo zwei Stunden lang über die Rechtfertigung durch den Glauben und die Gnadenwahl gestritten wird, und ist froh, wieder die frische Luft des Sees zu athmen und auf der Helvetie nach Genf zu schiffen.

In Genf bewundert man die Einmündung der Rhone, mustert die Uhrläden am Quai, vergleicht in stiller Be-

trachtung auf der Rousseau=Insel die Statue Jean Jacques' mit seinem frühern Exil, mit dem Schicksal seiner „Briefe vom Berge“ und den Scheiterhaufen, die früher hier überhaupt die Polemik für die Menschen, später wenigstens nur noch für deren Schriften lodern ließ, läßt sich seine erste Rechnung im Hotel des Bergues geben und hat Lust auch hier wieder abzureisen. Man wagt es noch einmal — mit dem theuern Hotel des Bergues nämlich —, sieht sich noch einmal die Corraterie, die Festungswerke an, wandert auf die Plattform La Treile, findet heimkehrend einige Landsleute mit grauen Hüten und rothen Bärten, Landsleute, die genau anzugeben wissen, daß am 13. October 1854 Mittags Schlag zwölf Uhr zwischen Reutlingen und Gmünd die allgemeine socialdemokratische Republik ausgerufen wird und die jetzt schon darauf antragen, die Theilung der Güter vorläufig in diesem Augenblicke in Genf beginnen zu lassen. Nun reist man gewiß ab.

Auch auf der Heimkehr laden in Luzern die Kapuziner nicht eben zu längerm Aufenthalte ein.

Nur Zürich ist eine Stadt, in der sich weilen läßt. Deutsche Bildung, helle, lichte Straßen, schöne moderne Bauten, der sonnige freundliche See laden zu längerm Bleiben ein.

Der Schweizer ist kein Städtebewohner.

Auf dem Lande fühlt er allein seine Kraft. Die ge=

ackerte Scholle, die abgeweidete Trift gibt ihm wie dem Antäus seine wahre Stärke.

Selbst dies Bern, ohne Zweifel die Hauptstadt der echten, der zähen und exclusiven Schweiz, diese aristokratisch-diplomatische Stadt, die Stadt der Tscharner und der Gonzenbach, hat den Charakter eines Landstädtchens und bringt uns überall nur gedrückte Formen, enge Verhältnisse, beschränkte Maßstäbe vors Auge.

Es ist dies der allgemeine schweizerische Typus des verjüngten Maßstabs und der untersetzten Taille.

Sind es die Berge, die alle Menschenwerke hier doch wie Riesen überragen, oder ist es die Neigung für breiten Grund und Boden und sicheres Feststehen, raketenhoch Hinaufschießendes gibt es in der Schweiz nichts. Die Thürme haben ihr Maß, die Häuser haben ihr Maß, die Formen der Kunst sogar, wie ich auf einer schweizerischen Industrieausstellung in St.-Gallen sah, bewegen sich beständig in der Kugel, im Viereck, im Dreieck; nichts, selbst bei den Formen von Gläsern und Vasen, schießt dem Wuchs der Tanne oder Palme nacheifernd in ovaler, schlanker, pyramidaler Streberichtung empor. Alles kurz, gedrungen, stämmig, ganz innerlich wohl, aber nur nutzbar und selbst in den Anflügen von Luxus und etwas prätendirender Niedlichkeit, die sich fortwährend finden, doch durch diese angeborene Unfähigkeit zum Schönen nur naiv und komisch.

Behaglich wohnt es sich gewiß über den berner Schwiebbögen oder Lauben hinter den niedrigen Fenstern, aus denen die mit Koketterie hinausgelegten rothplüschenen Fensterkissen schauen und mit den zuweilen vom Wind verwehten feingemusterten St.-Galler Fenstergardinen die Straßen entlang einen hübschen Eindruck machen.

Aber was eben ein durchreisender Fremder nur sieht und sehen will, das hält ihn auch in Bern nicht lange auf.

Von der Bärengrube, der prächtigen neuen Aar-Brücke, vom denkwürdigen Münster und dem Standbilde Rudolf's von Erlach wird man seine ganze und volle Befriedigung immer nur wieder suchen auf der herrlichen Plattform und dem wunderbaren Naturspiele, das sie bietet.

Hier breitet die Seele ihre Schwingen mächtig aus.

Der volle Anblick der Schneekette des Oberlandes weckt, besonders wenn man sie von dieser paradiesischen Stätte aus schon in früheren Jahren oft und öfter gesehen hat, wahrhaft bezaubernde Stimmungen.

Schöne Gegenden sind ja überhaupt keine fertig geschriebenen, nur zum Lesen dargebotenen, bedruckten Bücher mit den und den immer gleichartigen und Allen zugemutheten festen und alleinigen Gedanken. Sie sind Bücher mit weißen Blättern. Jeder schreibt sich in diese, nur schön gebundenen, nicht losen, sondern zusammenhaltenden Blätter die volle Freiheit seines eigenen Empfindens ein.

Und so hier.

Wer schon vier, fünf mal auf dieser wunderbaren Plattform zu Bern stand, die Aar zu seinen Füßen rauschen hörte, die nächsten grünen Matten von Villen, Meierhöfen, Heerden belebt sah, in der Ferne die ausgedehnte Kette der Alpen vom Wetterhorn bis zum Mönch, von der Jungfrau bis zur Blümlisalp mit bewunderndem Blicke verfolgte, dem geschah es auch wie mir vielleicht, daß er ausrufen mußte:

Goldener Sonnenschein! Lichte Nebelschleier über den grünen Matten! Schäumende Wasserwoge unter mir, brausender Absturz der gletschergeborenen Aar und in der Ferne ihr sonnenglänzenden starren Häupter in eurer unveränderten majestätischen Ruhe! Wißt ihr noch, was ich vor Jahren schon aus meinem Herzen hier an dieser Stelle auf eure stille Ruhe geschrieben? Wißt ihr noch die Abschiedsgrüße, als die Wanderung von den Savoyer Alpen und vom grünen Leman heimwärts ging? Die Willkommgrüße, als sie vom Rheine sehnsuchtsvoll und auf Erquickung hoffend zu euch heranstieg? Anders ward seitdem die Welt, anders ward seitdem das Herz: ihr aber gleichthronend in eurer urewigen Ruhe, ihr ruft, wie eben jetzt empfunden, frisch und ursprünglich Wonnen des damaligen Glücks zurück, die mit Schmerzen erkauft wurden, Seligkeiten des Besitzes, die alle Eingebungen der Reue wegspotteten, ruft Jugendmuth, Verachtung

der Welt, Glauben an die Schönheit als Reglerin des Lebens, ja an die Schönheit als Gesetzgeberin der Tugend, ruft Namen wach, ausgelöscht in mir, Erinnerungen, bedeckt schon mit Erde, — ihr treuen Wächter, schneeige Häupter, ihr habt Alles behalten, was die Seele wie mit sichtlichem Finger in euch einschrieb, wiederholt wie gegenwärtig vergangene Stunden, die im Strudel der nur ewig von heute datirenden Pflicht — die Pflicht hat nur diesen einzigen armen Kalender — vergessen wurden! Seh' ich diese Zeugen der Natur, höre diese Vergangenheit der majestätischen Stille um mich her, so kenn' ich die rechte Unsterblichkeit, die wie ein Duft, wie ein Ton Vergangenes neuauferstehen, Gestorbenes wie wiedergeboren sein läßt. Ein Weltgeheimniß ist es. Das Ohr der Natur scheint taub und doch wird ihr so unendlich viel von der Menschenseele zugeflüstert und zugeraunt. Wird sie es behalten? Wird die stumme Zunge einst Sprache gewinnen und zeugen? Wird ihr Zeugniß von Dem, was sie aus der stilldenkend sie anblickenden Menschenseele vernommen, das jenseitige Leben sein, wo alles Verlorene sich wieder findet und der Geist Gewänder anzieht — von denen philosophische Schneider keine Ahnung haben?

Ich wiederhole diese Fragen nur, weil sich vielleicht Mancher seine Empfindungen auf der Plattform zu Bern ebenso zurückruft.

Lassen wir Bern und wenden uns auf der Thuner Straße nach dem Oberlande, nach Unterseen und Interlakens nußbaumbeschatteten Pensionen zu einem längern Aufenthalte, wenn eine Unterkunft so, wie sie zu wünschen wäre, vor Engländern möglich ist.

Darüber ein Andermal!

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Aßlann-Aga.

Dichtung

vom

Prinzen Emil von Wittgenstein,

(Flügeladjutant Sr. Majestät des Kaisers von Rußland).

Elegant ausgestattet. 1 Thlr. oder fl. 1. 48.

Ein tapfrer, hochherziger Held des Kurdenstammes, dessen ritterliche Thaten und Abenteuer, bilden den interessanten Gegenstand dieser herrlichen, von dem Geiste des edelsten Ritterthums innigst durchdrungenen epischen Dichtung, die sich durch fesselnd anschauliche, energisch frische und originelle Darstellung, durch die prachtigsten Schilderungen des orientalischen Natur- und Volkslebens, durch ächt männliche Kraft des Gedankens und Ausdrucks in überraschender Weise auszeichnet und die in jedem Verse des Dichters unmittelbar an der Quelle selbst geschöpfte, innige Vertrautheit mit dem Lande und dem Volke, dessen Stammhelden er besingt, lebendig beurkundet. „Aßlann-Aga" ist eine wahre Bereicherung unserer epischen Poesie, aus des Dichters eigener ursprünglicher Schöpfungskraft hervorgegangen und an innerem poetischen Werthe wie an Glanz, Fülle und Wärme der Darstellung Lord Byrons reizenden Dichtungen ähnlicher Art würdig sich zur Seite stellend.

(Druck von C. Krebs-Schmitt in Frkfrt. a. M.)